

Band 1902

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



**Die schwarzen
Segel des Unheils**

BASTEI ENTERTAINMENT 



Die schwarzen Segel des Unheils

John Sinclair Nr. 1902

von Alfred Bekker

erschienen am 23.12.2014

Titelbild von iStock/Pobytov

Sinclair Crew

OceanofPDF.com

Die schwarzen Segel des Unheils

In der Nähe des Dorfes Calmmeany an der irischen Westküste im Jahr 1801

Der Klang einer Kirchenglocke mischte sich mit dem Rauschen des Meeres. *Es ist wieder so weit*, dachte Seamus O'Leary schauernd. *Die Zeit des Todes beginnt ...*

Die Glocke kündigte das Grauen an, das von der See her kam. Über Jahrhunderte hinweg hatte das Böse hier immer wieder seine Opfer gesucht.

Nebel war aus den Wiesen aufgestiegen und umwaberte das graue Gemäuer der Kirchenruine. Auch über das Meer hatte sich eine hohe, undurchdringliche Nebelwand gelegt. Und im Grau dieses Nebels hob sich die dunkle Silhouette eines Segelschiffes ab.

»Herr im Himmel, steh uns bei«, murmelte O'Leary mit totenbleichem Gesicht ...

Seamus O'Leary sah einen Mönch auf den Strand zulaufen. Das war Bruder Cordwain.

Der Mönch drehte sich jetzt zu O'Leary um und winkte ihm zu.

Ein mutiger Mann, dachte O'Leary. Mutiger als die Meisten von uns. *Ich hoffe nur, dass sein Opfer nicht umsonst sein wird.*

O'Leary winkte zurück. Er presste die Lippen aufeinander.

Reiß dich zusammen!, ermahnte sich O'Leary innerlich selbst. Er dachte an das, was Bruder Cordwain ihm aufgetragen hatte. Er wusste genau, dass er den richtigen Zeitpunkt nicht verpassen durfte.

Zwei Männer, die nichts mit dem uralten Fluch des Blutes zu tun haben, werden das Grauen beenden, ging es ihm durch den Kopf, während er weiter auf die Kirchenruine zustrebte. Die Glocke schlug noch immer – heftiger denn je. Es hatte fast den Anschein, als würde in ihrem metallischen Klang die ganze kalte Grausamkeit des Fluchs mitschwingen, der Calmmeany nun schon seit so langer Zeit heimsuchte.

»Gott sei mit dir, Bruder Cordwain«, murmelte O'Leary vor sich hin.

Er flüsterte die Namen einiger Heiliger – und außerdem die uralte Silben, die angeblich eine magische Kraft wachriefen. Eine Kraft, die ihm Schutz geben sollte gegen die Mächte der Finsternis.

Noch nie zuvor in seinem Leben hatte Seamus O'Leary so große Angst gehabt. Mit Ausnahme einer Nacht, als er noch sehr klein gewesen war und seine Mutter ihn auf den Arm genommen und gewiegt hatte.

O'Leary erinnerte sich noch gut daran, wie sie mit ihrem Lied die Schreie zu überdecken versucht hatte, die über Calmmeany zu hören gewesen waren – aus Dutzenden von Häusern, in denen sich die Bewohner verbarrikadiert hatten, obwohl sie eigentlich hätten wissen müssen, dass es gegen diesen Schrecken keinen Schutz gab.

Zumindest nicht für jene, die verflucht waren.

»Du gehörst nicht dazu«, hatte seine Mutter gemurmelt. »Und ich auch nicht. Sie werden uns verschonen. Ganz bestimmt, mein Junge.«

Sie hatte recht behalten. Welch unaussprechliches Grauen dort draußen auch immer gewütet haben mochte, diese Wesen hatten das Haus der Familie O'Leary nicht betreten.

Aber die grausigen Schreie hatten sich in Seamus O'Learys Bewusstsein förmlich eingebrannt. Oft war er nachts aus dem Schlaf hochgefahren, wenn er von dieser furchtbaren Schreckensnacht geträumt hatte.

Seamus O'Leary war inzwischen vierzig Jahre alt, und in all der Zeit war das Geisterschiff nie wieder zurückgekehrt – bis jetzt!

Aber vielleicht war es das letzte Mal, dass Calmmeany von dieser Plage heimgesucht wurde.

Zumindest dann, wenn Bruder Cordwains Plan aufging. Und Seamus O'Leary war dazu ausersehen, einen wichtigen Beitrag dazu zu leisten – er, der bisher ein vollkommen unscheinbares Leben als Bauer und Schäfer geführt hatte.

O'Leary erschauerte bis ins Mark, als sich plötzlich der Rhythmus des Glockenschlags beschleunigte.

Er hielt kurz inne, bevor er schließlich die Ruine betrat. Im Kirchenschiff fehlte das Dach. Die Mauern verfielen langsam. Moos hatte sich überall ausgebreitet. Ein großer Steinquader hatte ursprünglich als Altar gedient. Er war gespalten. Angeblich war hier einst ein Blitz hingefahren – ebenso wie in die Glocke, bei deren Weihe der Legende nach ein Priester ums Leben gekommen war.

Seit Generationen war diese Kirche ein Ort, der gemieden wurde. Zu stark waren hier die Kräfte des alten Übels wirksam, das Calmmeany in unregelmäßigen Abständen heimsuchte und seine Opfer unter den Bewohnern wählte, als dass irgendein Einheimischer sich hierher getraut hätte.

Der Klang der Glocke war jetzt schier unerträglich laut geworden. Jeder Glockenschlag schmerzte O'Leary im Kopf. Er hatte das Gefühl, kaum noch klar denken zu können. Aber genau das musste er jetzt. Er durfte keinen Fehler machen und musste alles genauso ausführen, wie Bruder Cordwain es ihm aufgetragen hatte.

Nur dann bestand diesmal vielleicht die Chance, das Übel zu bannen – und damit vielleicht auch die große Schuld, die die Bewohner von Calmmeany einst auf sich geladen hatten.

Eine Blutschuld, die sich über die Generationen hinweg fortsetzte und sich auf die Nachfahren übertrug. Angeblich war O'Leary frei davon, denn er kam von auswärts. Aber er hatte eine Einheimische geheiratet und in den Adern seiner Kinder floss dasselbe verfluchte Blut wie bei fast allen Menschen der Gegend.

Vor allem wegen seiner Familie hatte sich Seamus O'Leary auf den Plan des Mönchs eingelassen. Einen Plan, von dem niemand wusste, ob er

funktionieren oder vielleicht sogar noch größeres Unheil heraufbeschwören würde.

O'Leary ging die Treppe hinauf, die zur Glocke führte. Die Stufen waren morsch. Der Holzwurm hatte sich durch die Sprossen gefressen. Es war lebensgefährlich, sich hierher zu begeben.

Dann hatte O'Leary den Glockenturm erreicht.

Der Lärm war ohrenbetäubend.

Die Glocke schwang wie von selbst immer wieder hin und her, angetrieben von einer übernatürlichen Kraft. Die dunklen, verrußten Brandspuren jener Blitzeinschläge, die einst den Priester des Ortes getötet hatten, waren noch deutlich zu sehen.

O'Leary nahm ein Stück Holzkohle aus der Tasche seiner abgewetzten Jacke und begann damit, eine Folge von Zeichen auf das Gemäuer zu malen. Magische Zeichen, deren Form er sich für diesen Moment genau hatte einprägen müssen – ebenso wie die die Worte, die er nun hervorbrachte: »Ganterom secanar rhyvoch!«

O'Leary schrie mit dieser uralten Formel auf den Lippen gegen den ohrenbetäubenden Klang der Glocke an, der sich nun auf eigenartige Weise zu einem schrillen Laut verzerrte.

Gegen jedes Naturgesetz hörte die Glocke nun auf zu pendeln. Sie verharrte regungslos – und doch war ihr Klang noch immer zu hören. Es war jetzt ein verzerrter, metallischer Laut. Ein Geräusch, das mehr und mehr Ähnlichkeit mit klagenden Stimmen hatte.

Wie ein Chor verdammter Seelen, ging es O'Leary durch den Kopf.

Er wiederholte die magischen Worte, die Bruder Cordwain ihm beigebracht hatte, immer wieder aufs Neue. Der schrille Gesang, der ihn umgab, übertönte ihn dabei so stark, dass er nicht einmal seine eigene Stimme hören konnte.

Dann malte er das letzte Zeichen auf den grauen Stein.

»Ganterom secanar rhyvoch!«, schrie Seamus O'Leary noch einmal.

Plötzlich spürte er die Auswirkungen einer unsichtbaren, allgegenwärtigen Kraft. Ihm wurde schwindelig. Für einen Moment glaubte O'Leary, er wäre vollkommen taub, und die Zeit schien im Schneckentempo voranzuschreiten. Jede Bewegung fiel ihm unendlich schwer.

Er hatte das Gefühl, nicht von Luft, sondern von einer zähflüssigen, unsichtbaren Substanz umgeben zu sein, die es fast unmöglich machte, auch nur eine einzige schnelle Bewegung auszuführen. Selbst einige der Ratten,

die bis dahin über die dicken Balken im Dachstuhl des Turms gehuscht waren, schienen von dieser eigenartigen Lähmung befallen zu sein und bewegten sich mit so großer Verzögerung, als ob die Pest in ihnen steckte.

In diesem besonderen Augenblick veränderten sich all die Zeichen, die Seamus O'Leary angebracht hatte. Die eigentlich eher runenartigen, von geraden Linien und spitzen Formen gekennzeichneten Symbole bildeten runde Schlingen und spinnennetzartige Fortsätze aus.

Schwarzer Rauch schoss im selben Augenblick aus allen dreizehn Zeichen hervor, während sich dunkle, an ein Spinnennetz erinnernde Verbindungen zwischen ihnen bildeten. Der Rauch schwebte auf eine Weise, die allen Naturgesetzen widersprach, auf die Glocke zu, die von einem immer heller werdenden Lichtflor umgeben wurde.

Schließlich glühte die Glocke auf, so als würde sie geschmolzen. Aber sie verlor keineswegs ihre Form. Und es war auch nicht heiß.

Gleißendes Licht schoss nun aus der Glocke hervor, und Seamus O'Leary fühlte, wie er von einer unheimlichen Kraft erfasst wurde.

Er taumelte zurück und suchte verzweifelt nach Halt. Dann spürte er in seinem Rücken die Wand. Die unheimliche Kraft drückte ihn förmlich gegen das Gemäuer. Die Helligkeit blendete ihn, und er konnte sich nicht mehr bewegen. Das grelle Licht schoss jetzt wie eine Feuerfontäne durch den Dachstuhl des Turms hindurch, so als wäre dort nichts, was diese magische Kraft aufzuhalten vermochte.

Für Augenblicke war Seamus O'Leary scheinbar nur von diesem Licht umgeben. Gleichzeitig spürte er, wie ihn diese gleichermaßen unheimliche wie unerklärliche Kraft vollkommen durchdrang. So heftig geschah dies, dass O'Leary am liebsten laut aufgeschrien hätte, wäre er dazu noch fähig gewesen.

Dann war es plötzlich vorbei. Seamus O'Leary sank auf die Knie. Erst jetzt bemerkte er, dass sie zitterten.

Der Zauber hat gewirkt, begriff er schließlich.

Nun hing alles von Bruder Cordwain ab. O'Leary hatte seinen Beitrag geleistet. Alles, was er hatte tun können, hatte er getan, und wieder Erwarten hatte er es sogar geschafft, die uralten Zaubermächte zu wecken, die offenbar an diesem Ort in besonderer Weise wirksam waren.

»Gott sei mit dir, Bruder Cordwain«, murmelte Seamus O'Leary vor sich hin. »Mit dir – und uns allen!«

Bruder Cordwain erreichte den Strand. Die Küste in der Gegend um Calmmeany war ansonsten zumeist schroff und felsig. Unzählige Schiffe waren hier im Verlauf der Jahrhunderte schon an den Riffen zerschellt. Aber in dieser Bucht gab es einen der wenigen Abschnitte, in denen grobkörniger Sand vorherrschte und Boote anlanden konnten.

Die finstere Silhouette trat mehr und mehr aus dem grauen, undurchdringlichen Nebel hervor. Die Segel schienen schlaff von den Rahen zu hängen. Es blies kein Wind, was für diese wilde, raue Küste sehr ungewöhnlich war. Am Strand brachen sich die Wellen. Geräusche mischten sich in das beständige Rauschen. Stimmen.

Bruder Cordwain schluckte.

Die Stimmen der Wiedergänger, erkannte er schauernd. Stimmen, die halb wehklagend, halb hasserfüllt und wutentbrannt klangen.

Boote wurden zu Wasser gelassen. Niemand ruderte auf ihnen. Es war eine geisterhafte Kraft, die sie auf den Strand zutrieb.

Es waren Männer, die wie spanische Söldner des sechzehnten Jahrhunderts gekleidet waren. Sie trugen Helme, Brustharnische, Degen und Arkebusen – altertümliche Handfeuerwaffen. Hin und wieder war auch eine Radschlosspistole zu sehen.

Ihre Gesichter waren bleich, ihre Gestalten schienen manchmal an Substanz zu verlieren und wirkten dann durchscheinend, so als würden sie jeden Moment vollkommen verblassen.

Die Augenhöhlen waren von einem dämonischen Licht erfüllt, das manchmal zunahm und zu pulsieren begann.

Sie sprachen Spanisch. Zumindest glaubte Bruder Cordwain, dies zu erkennen.

Weitere der Gestalten ließen sich an der Schiffswandung herab, da offenbar sämtliche Boote bereits benutzt wurden. Die geisterhaften Waffenknechte landeten auf der Wasseroberfläche, die für sie wie fester Grund war. Sie liefen beinahe schwebend über das unruhige Wasser.

Die ersten Söldner erreichten nun den Strand. Ihre schweren Stiefel hinterließen keinerlei Spuren und Abdrücke, obwohl es eigentlich unmöglich war, dass sie nicht wenigstens ein oder zwei Zentimeter in den vom Meerwasser durchfeuchteten Untergrund einsanken.

»Muerte y venganza!«, sagte einer von ihnen, und die anderen wiederholten diese Worte immer wieder, fast wie in einem Singsang.

»Muerte y venganza! Muerte y venganza!« Die Augen der Unheimlichen glühten dabei auf und pulsierten im Rhythmus des Singsangs.

Bruder Cordwain faltete unterdessen die Hände und begann, ein Vaterunser zu beten. Dann breitete er die Arme aus.

»Hier bin ich«, sagte er. »Ein Unschuldiger – bereit, sich zu opfern für die Schuldigen, so, wie es unser Herr Jesus Christus einst getan hat. Und so, wie er die Welt durch seinen Kreuzestod erlöst hat, soll auch Calmmeany erlöst werden.«

»Muerte y venganza!«, schallte es ihm entgegen.

Muerte y venganza – Tod und Rache! Die Eindringlichkeit dieser Worte war kaum zu ertragen. Bruder Cordwain hoffte nur inständig, dass ihm der Herr genügend Kraft geben würde, um diese Tortur durchzuhalten. Der Mönch hatte das Gefühl, ihm müsse jeden Moment der Kopf zerspringen, so schlimm war es.

Die Wiedergänger blieben stehen.

»Hier bin ich«, sagte Bruder Cordwain noch einmal. Er war sicher, dass die Wiedergänger ihn verstanden. Trotzdem sagte er es ein weiteres Mal, diesmal allerdings auf Spanisch. »Estoy aqui«, murmelte er.

Der Singsang der Wiedergänger erstarb. Für einige Augenblicke war es, abgesehen vom Rauschen des Meeres, das hier in unmittelbarer Nähe der Küstenlinie ohnehin immer alles untermalte, ganz still. Das Leuchten in den Augen der geisterhaften Wiedergänger wurde etwas schwächer. Ihre Körper wirkten durchscheinender und blasser als zuvor. Manche von ihnen schienen jetzt kurz vor der endgültigen Auflösung zu stehen.

»Ich bin hier!«, wiederholte Bruder Cordwain. »Nehmt mich mit, und nehmt euren Fluch von Calmmeany!«

Der Anführer der Wiedergänger hob einen Arm. Daraufhin richtete einer der anderen Söldner seine altertümliche Waffe auf Bruder Cordwain. Der Söldner wirkte so blass und durchscheinend, dass Cordwain für einen Moment Schwierigkeiten hatte, seine genauen Umrisse vom grauen Nebel im Hintergrund zu unterscheiden.

»Ich bin zu jedem Opfer bereit!«, rief Bruder Cordwain.

Der Söldner betätigte den hakenförmigen Abzug der Waffe. Der Knall war ohrenbetäubend. Die daumennagelgroße Bleikugel traf den Mönch in der Brust. Cordwain taumelte einen Schritt zurück, wankte und sank dann auf die Knie.

Der Söldner, der ihm am nächsten stand, zog daraufhin sein Schwert. Es war so durchscheinend, dass man es kaum sehen konnte, als er die Klinge durch die Luft fahren ließ. Als der Toledo-Stahl den Kopf des Mönchs vom Rumpf trennte, spritzte das Blut in einer hohen Fontäne hervor. Der Kopf rollte über den Boden. Der Ausläufer einer Welle erreichte ihn und drehte ihn noch einmal.

Der Körper des Geköpften sackte in sich zusammen.

Der Anführer der Söldner stieg über den Toten hinweg. Einer seiner Füße war dabei so geisterhaft und durchscheinend, dass der Stiefel glatt und ohne Widerstand durch Bruder Cordwains Körper hindurchglitt.

»Vamos!«, rief der Anführer dann mit erhobenem Schwert, und diesem Augenblick leuchteten nicht nur seine Augen grell auf, sondern auch eine Narbe, die unterhalb des rechten Auges in fast waagerechter Linie verlief. »Muerte y venganza!«

»Muerte y venganza!«, antwortete einer der anderen Wiedergänger. Seine geisterhafte, dröhnende Stimme hallte dabei nach, so als würde er sich in einem geschlossenen Gewölbe befinden.

»Niemand wird uns entkommen«, murmelte der Anführer in spanischer Sprache leise vor sich hin und hob dann grimmig das Schwert. »Niemand ...«

Bis zum Dorf Calmmeany war es nicht weit. Fast lautlos näherten sich die geisterhaften Söldner. Sie brachen die Türen der Häuser auf und wenig später gellten die ersten Schreie. Einmal krachte ein Schuss, aber zumeist starben die Bewohner durch Schwerthiebe oder durch Stoßwaffen.

Im Dorf herrschte helle Aufregung.

Ein kleiner Teil der Bevölkerung hatte das Dorf verlassen, war zu Verwandten in den Nachbarorten geflohen. Bruder Cordwain hatte sie gewarnt und ihnen gesagt, dass es eine geheime Gesetzmäßigkeit gab, mit der sich die Wiederkehr dieser Geister vorhersagen ließ. Aber die meisten hatten nur gelacht und den Mönch, der in der ganzen Umgebung als ein ziemlich sonderbarer Mann galt, nicht weiter ernst genommen.

Erst als plötzlich die Glocken der alten Kirche zu läuten begonnen hatten, hatten es einige mit der Angst zu tun bekommen. Am Horizont sah man mehrere Wagen und ungefähr zwei Dutzend Fußgänger dahinziehen.

Doch die Wiedergänger waren längst auf die Fliehenden aufmerksam geworden und hatten die Verfolgung aufgenommen. Die anderen wandten sich den Bewohnern zu, die sich in ihren Häusern verbarrikadiert hatten.

Einer der Bauern wehrte sich mit einem Beil gegen die Wiedergänger. Es war eine Verzweiflungstat, denn die Axtklinge war zwar gut geschärft, fuhr aber vollkommen wirkungslos durch den geisterhaften Feind hindurch. Es war so, als wäre dort gar kein Widerstand.

Der Bauer verlor durch die Wucht seines eigenen Schlages fast das Gleichgewicht.

»Muerte y venganza!«, schrie der Söldner grimmig, und seine Stimme hallte dabei auf eine vollkommen widernatürliche Weise.

Mit einem wuchtigen Schwerthieb schlug er dem Bauern den Kopf von den Schultern. Der Hund des Bauern sprang knurrend und geifernd durch den Spanier hindurch. Dieser beachtete das Tier gar nicht weiter, das winselnd wieder auf die Beine kam.

Der Wiedergänger wandte sich der Tür des nahen Hauses zu. Ein Kreuz, mit Blut auf das Holz geschrieben, ließ ihn einen Moment lang inne halten. Er verzog das Gesicht und stieß einen wütenden, knurrenden Laut aus.

Er versuchte, einfach weiterzugehen und das dicke Holz mit seiner körperlosen Erscheinung zu durchdringen, doch da traf ihn ein bläulicher Lichtblitz, gerade in dem Augenblick, als er die Tür zu passieren versuchte.

Der Spanier taumelte zurück. Dieser einfache Schutzzauber war doch stärker, als er erwartet hatte. Für einen kurzen Moment schien seine Gestalt vollkommen zu verblassen.

Dann steckte er sein Schwert ein und griff stattdessen zu dem kurzstieligen Handbeil, das er an der Seite trug. Mit einem Schrei auf den Lippen stürmte er auf die Tür zu und hakte mit dem Beil auf sie ein.

Funken sprühten. Blitze zuckten aus dem Holz hervor, aber all das konnte den Spanier nicht aufhalten. Immer wieder fuhr die Klinge seines Beils in das Holz. Wenig später hatte er ein Loch hineingehackt und den Riegel zertrümmert. Schreckensschreie drangen aus dem Inneren des Hauses. Es gab jetzt nichts mehr, was den Spanier daran hindern konnte, ins Innere des Gebäudes einzudringen ...

Er machte einen Schritt nach vorn und trat damit durch die Tür. Einige Gestalten kauerten in einer Ecke neben dem Ofen. Eine Frau und drei Kinder, die sich angstvoll an ihre Mutter klammerten.

Der Spanier zog erneut sein Schwert.

Mit der blanken Klinge in der Rechten und dem Handbeil in der Linken stand er da und materialisierte nun so sehr, dass man ihn für einen Mann aus Fleisch und Blut hätte halten können.

Zu seiner Linken bewegte sich etwas. Blitzschnell fuhr der Spanier mit dem Schwert zur Seite – so schnell, dass menschliche Augen seine Bewegung kaum mitverfolgen konnten. Ein schriller Schmerzenslaut war zu hören. Er klang fast wie der Schrei eines Kindes. Es war aber die Katze des Hauses. Mit seinem Schwertstreich hatte der Spanier sie beinahe zerteilt. Als blutiges, zuckendes Etwas lag sie jetzt auf dem Boden.

Nun wandte er sich der Frau und den Kindern zu.

Diese waren jetzt noch nicht einmal mehr in der Lage, zu schreien. Mit großen, vor Schreck geweiteten Augen sahen sie diesem Gestalt gewordenen Schrecken entgegen. Ihnen war klar, dass sie gegen diese Bedrohung nichts ausrichten konnten. Und so begann die Frau schließlich, leise zu beten.

Der Spanier trat vor, hob das Schwert und holte zum Schlag aus.

Aber dann ertönte aus der Ferne ein Horn. Es war nur ein einfacher, langgezogener Ton und er schien vom Meer her bis hierher nach Calmmeany zu schallen. Aus irgendeinem Grund hatte dieser Laut auf den Spanier eine nachhaltige Wirkung. Er hielt mitten im Schlag inne und senkte die Klinge.

Dann lauschte er. Der Ton schwoll noch etwas an und verebbte schließlich. Einen Augenblick später erklang er von Neuem, nur war die Tonlage geringfügig tiefer.

Der Spanier richtete seine dämonisch leuchtenden Augen auf die Frau und die Kinder, ehe er sich schließlich wieder der zertrümmerten Tür zuwandte.

Einen Augenblick später hatte er das Haus verlassen.

Die Schreie, die bis dahin überall in Calmmeany zu hören gewesen waren, verstummten. Überall machten sich die geisterhaften Angreifer wieder auf den Rückweg zum Strand. Selbst diejenigen, die die Flüchtenden gerade eingeholt und schon einige von ihnen umgebracht hatten, kehrten plötzlich um.

Zum dritten Mal ertönte nun der Ton des Horns. Er kam vom Meer her, wo das Schiff lag, das sich als dunkler Schatten vom grauen Nebel abhob.

Überall kehrten die geisterhaften Gestalten jetzt zur Bucht zurück und bestiegen die Boote. Manche gingen einfach über das Wasser, und einige

sanken etwas ein. Sie waren während der Zeit, da sie an Land gewütet hatten, zu sehr verstofflicht, um einfach so zurückkehren zu können.

Dann wurden jedoch auch ihre Körper wieder durchscheinender und leichter. Sie schwebten aus dem Wasser heraus und schritten auf eine Art und Weise darüber, als wären sie vollkommen gewichtslos.

Die Boote wurden ins Schiff gehoben. Es wirkte nicht so, als hätte es vor Anker gelegen, sondern vielmehr so, als wäre es auf Grund gelaufen. Die Masten standen schief. Aber wie durch Geisterhand setzte es sich nun trotz allem in Bewegung, ohne dass sich auch nur eines der Segel gebläht hätte. Der leichte Wind, der von seewärts blies und begann, die Nebelschwaden durcheinanderzuwirbeln, ließ das Schiff vollkommen unberührt.

Der Segler nahm Fahrt auf und seine dunkle Silhouette verschwand schließlich im dichten Nebel.

Gegenwart, 113 Jahre später

»Was liegt an, Glenda?«, fragte ich unsere Sekretärin, als ich zusammen mit Suko an diesem Morgen im Yard eintraf.

»Nun, ich musste heute Morgen schon zwei Flüge zum Shannon Airport für euch buchen.«

»Shannon Airport?«, echote ich. »Wir fliegen an die irische Westküste?«

»Sir James ist zurzeit noch auf einer kurzfristig einberufenen Konferenz«, erklärte uns Glenda. »Aber er wird euch sicherlich mehr dazu sagen können, sobald er wieder zurück ist.«

Ich wechselte einen kurzen Blick mit Suko. Ich wusste genau, dass er im Moment genauso gespannt darauf war, zu erfahren, was es mit unserem bevorstehenden Aufenthalt in Irland auf sich hatte.

Vielleicht hatte man uns wegen irgendeines übernatürlichen Phänomens im Rahmen internationaler Amtshilfe angefordert. Schließlich war unsere Abteilung auf der ganzen Welt ziemlich einmalig. Die Bedrohung durch magische oder übernatürliche Bedrohungen wurde zumeist noch nicht auf eine Weise wahrgenommen, wie es eigentlich gerechtfertigt gewesen wäre. Auch dies war ein Grund dafür, dass die Mächte des Bösen mitunter ein sehr leichtes Spiel hatten.

Glenda weiter über die Sache auszuquetschen, hatte nicht viel Sinn. Denn wenn sie etwas gewusst hätte, hätte sie es uns garantiert gesagt.

»In Limerick steht dann ein Geländewagen für euch bereit«, ergänzte sie jetzt weiter. »Und außerdem habe ich auch schon alles in die Wege geleitet, damit ihr euer ...«, sie zögerte kurz, ehe sie weitersprach, »... *Sondergepäck* mitnehmen könnt.«

Mir war natürlich sofort klar, worauf sie damit anspielte. Es ging dabei um die Waffen, die Suko und ich im Kampf gegen das Böse einsetzten.

Ich genehmigten mir erst einmal einen Kaffee, während sich Suko mit einer Tasse Tee begnügte. Anschließend überprüfte ich meine E-Mails. Unter anderem schrieb mich da ein gewisser Inspektor Richardson von der irischen Kriminalpolizei aus Limerick an.

Da konnte ich wohl jede Wette eingehen, dass das mit unserem zukünftigen Fall zu tun hatte. Suko hatte die E-Mail auch erhalten.

»Schade, dieser Inspektor Richardson hätte uns ja auch verraten können, worum es eigentlich geht«, meinte Suko.

Stattdessen versprach Richardson nur, rechtzeitig am Flughafen zu sein, um uns abzuholen, und er erwähnte ein paar andere Kleinigkeiten, die mit unserer Reiseplanung zu tun hatten.

Worum es ging, schrieb er nicht. Aber das hatte vielleicht auch einen guten Grund.

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis uns unser Chef Sir James Powell schließlich in seinem Büro empfing.

»Schön, Sie beide zu sehen«, sagte er knapp, nachdem wir uns gesetzt hatten.

»Guten Morgen, Sir«, gaben wir fast wie aus einem Mund zurück.

Sir James kam gleich zur Sache. »Uns erreichte heute früh ein Hilferuf aus Limerick. In der Nähe gibt es eine Ortschaft mit dem Namen Calmmeany. Dort sind mehrere Leichen aufgefunden worden. Eine davon starb durch ein Projektil, wie man es in Arkebusen des späten sechzehnten Jahrhunderts verwendete. Die Opfer hatten Wunden, die möglicherweise von Schwerthieben stammen. Leute aus der Umgebung wollen geisterhafte, durchscheinende Gestalten gesehen haben, die aus einem Segelschiff gestiegen und über das Wasser gelaufen sind ...«

»Das könnte alles und nichts sein«, meinte ich.

»Sie sagen es. Es ist so, dass in der Gegend von Calmmeany seit Langem angeblich ein Fluch auf den Menschen lasten soll«, fuhr Sir James fort. »Der Sieg der englischen Flotte über die spanische Armada im Jahr 1588 wird Ihnen ja aus dem Geschichtsunterricht sicher noch geläufig sein.«

Ich nickte. »Den spanischen Schiffen war der Rückweg durch den Ärmelkanal durch die Engländer versperrt. Sie waren daher gezwungen, den gefährlichen Weg um die britischen Inseln herum zurück nach Spanien zu nehmen, wobei die Armada dann noch einmal durch die rauen Verhältnisse an den Küsten Irlands erheblich dezimiert wurde.«

Sir James lehnte sich zurück und nickte. Seine Züge wirkten sehr ernst. »Etliche Schiffe dürften damals an den Küsten gestrandet sein – und die Überlebenden sind wohl von einheimischen Strandpiraten erschlagen worden.«

»Und jetzt fürchtet man sich vor Wiedergängern aus dem Jenseits, die sich an der Bevölkerung rächen wollen?«

»So ist die Legende«, bestätigte Sir James. »Über die Jahrhunderte hinweg seien diese Rachegeister immer wieder in Calmmeany und Umgebung aufgetaucht und hätten furchtbar gewütet. Allerdings liegt der letzte Vorfall schon viele Jahrzehnte zurück, und inzwischen ist die Legende von den Wiedergängern wohl oder minder zu einer Art Schauermärchen für Touristen verkommen. Zumindest sagte mir das unser irischer Kollege am Telefon.«

»Nun, es gibt viele solcher Legenden – und meistens sind keine Geister daran beteiligt.«

»Die Kollegen aus Irland würden uns nicht um Hilfe bitten, wenn sie nicht davon überzeugt wären, es wirklich mit einer übernatürlichen Bedrohung zu tun zu haben«, versicherte Sir James. »Kurz gesagt: Wir sind um Amtshilfe gebeten worden. Niemand verfügt über mehr Erfahrung im Umgang mit außersinnlichen Gefahren als unsere Abteilung.«

»Ich nehme an, alles weitere werden wir dann in Irland von den zuständigen Kollegen erfahren«, vermutete Suko.

Sir James bestätigte dies. »Ja, so wird es sein. Ich habe mir die Freiheit genommen, Glenda darum zu bitten, schon mal sämtliche Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Die Kollegen aus Limerick haben uns ein paar Fotos der aufgefundenen Leichen mitgeschickt und außerdem den ballistischen Bericht über ein Projektil, das in dieser Form seit Jahrhunderten aus der Mode gekommen ist.« Sir James seufzte schwer. »Natürlich ist es genauso gut möglich, dass es sich bei dieser Bleikugel um das Werk von jemandem handelt, der sich selbst eine primitive Büchse zusammengebastelt hat, die einer frühneuzeitlichen Arkebuse recht ähnlich sein könnte.«

»Daran dachte ich, ehrlich gesagt, auch im ersten Moment«, meinte Suko.
»Lässt sich das Alter nicht chemisch genau bestimmen?«

»Nein, so exakt ist das nicht möglich. Aber Analysen haben ergeben, dass diese Bleikugel auf gar keinen Fall aus Irland stammen kann, sondern vermutlich von der iberischen Halbinsel. Das Datenmaterial ist auf Ihre Rechner überspielt. Sie haben vielleicht während des Fluges Gelegenheit, sich das auf dem Laptop anzusehen.«

Der Flug nach Limerick dauert nur gut anderthalb Stunden. Wir flogen von London Heathrow aus. Es war später Nachmittag, als wir Shannon Airport erreichten.

Sir James hatte dafür gesorgt, dass wir unsere wichtigsten magischen Waffen mitnehmen konnten, und so waren wir auf alles gefasst.

Inspektor Richardson von der irischen Kriminalpolizei holte uns vom Flughafen ab. Er war ein kräftiger Mann in den Fünfigern. Sein Haar war rot und schütter, das Gesicht kantig und von einem Ausdruck geprägt, der Entschlossenheit und Tatkraft zeigte. Wie verzweifelt er in diesem speziellen Fall allerdings war, erfuhren wir später.

»Ich bin Oberinspektor John Sinclair«, stellte ich mich vor. »Aber nennen Sie mich einfach John. Und dies ist mein Kollege Suko.«

»Angenehm. Ich bin Inspektor Richardson«, entgegnete der Ire. »Sie können Patrick zu mir sagen. Ich hoffe, dass wir gut zusammenarbeiten. So etwas wie Ihre Abteilung gibt es leider in ganz Irland nicht.«

»Ja, wir sind ziemlich einzigartig«, gab ich zu.

»Meine Leute sind informiert. Sie haben ziemlich freie Hand. Und weiß Gott, ich hoffe, dass Sie die Wahrheit herausfinden.«

»Das werden wir«, versprach ich.

Wir holten unser Gepäck ab. Darunter auch unsere Dienstwaffen, die während des Fluges in einem speziellen Safe verschlossen worden waren. Über der Schulter trug ich das Lederfutteral, in dem sich das Schwert des Salomo befand. Es hatte mir gerade erst wieder im Kampf gegen den Siebentöter gute Dienste geleistet. Also hatte ich es auch hierhin mitgenommen.

Inspektor Richardson warf zwar einen stirnrunzelnden Blick darauf, aber er konnte sich mit Sicherheit nicht vorstellen, was sich in dem Futteral befand.

»Ich fürchte, zum Golfspielen werden Sie kaum Zeit haben, John«, konnte er sich dann eine Bemerkung allerdings doch nicht verkneifen.

Ich lächelte mild. »Alles was ich hier bei mir trage, hat unmittelbar mit dem Job zu tun, den wir hier erledigen sollen.«

»Dann bin ich ja beruhigt«, sagte Richardson. »Ich werde Sie jetzt mit meinem Wagen mitnehmen. Anschließend fahren wir bei der Gerichtsmedizin vorbei, damit Sie sich selbst ein Bild von den aufgefundenen Leichen machen können.«

»Ich dachte, wir bekommen einen eigenen Wagen«, wunderte sich Suko.

Richardson wandte sich meinem Kollegen zu. »Keine Sorge, ich habe nicht vor, in nächster Zeit pausenlos als Ihr Chauffeur zu fungieren. Ein Leihwagen steht auf dem Gelände des Polizeipräsidiums von Limerick für Sie bereit. Ein geländegängiger SUV, wie Sie ihn in dieser Gegend durchaus brauchen können. Denn wenn Sie ein paar Meilen rausfahren, dann gibt es hier mehr Schafe als Menschen, und nicht überall führt eine richtige Straße hin.«

»Ich verstehe schon«, sagte ich.

Eigentlich dachte ich, dass wir uns jetzt auf den Weg machen würden. Aber da war noch irgendetwas, was Inspektor Richardson zurückhielt. Er druckste etwas herum und wirkte so, als ob er uns noch etwas sagen wollte, aber im Moment einfach nicht die passenden Worte fand.

»Wie sage ich es am einfachsten?«, meinte er. »Am besten falle ich wohl gleich mit der Tür ins Haus und sage einfach frei heraus, was mir auf der Seele brennt.«

»Ich bitte darum, Patrick«, ermutigte ich ihn.

Er hob seine feuerroten, buschigen Augenbrauen. »Wissen Sie, ich bin Polizist. Ich bin es gewohnt, mit Fakten und Beweisen umzugehen und auch wenn es so manchem Klischee widersprechen mag, es ist keineswegs so, dass wir hier jedes Mal bei einer Tatortanalyse erst die Elfen befragen, was geschehen sein könnte! Aber in diesem Fall ist einfach zu vieles vollkommen anders, als ich es gewohnt bin, und Sie können sicher sein, dass wir Ihre Hilfe nicht einfach nur so aus einer Laune heraus angefordert haben.«

»Das würde ich auch nie in Zweifel ziehen«, versicherte ich.

»In vielen Mordfällen gibt es zweifelhafte Zeugen, die irgendetwas gesehen zu haben glauben. Und jeder, der die Zeitungen aufschlägt, weiß, dass in regelmäßigen Abständen Menschen davon berichten, dass Ufos

gelandet oder ihnen verstorbene Verwandte begegnet sind. Ich bin in dieser Hinsicht ein Ungläubiger und versuche, mich ausschließlich an nachprüfbaren Fakten zu orientieren.«

»In diesem Punkt unterscheiden wir uns gar nicht«, erklärte ich.

Richardson zuckte mit den Schultern. »Wie auch immer. Es gibt in diesem Fall Dinge, die einfach über mein bisheriges Vorstellungsvermögen hinausgehen. Und das liegt auch nicht nur an den Aussagen irgendwelcher Wichtigtuer oder an dem Projektil, das wir sichergestellt und untersucht haben. Es gibt glaubwürdige Aussagen von Anwohnern der Calmmeany Bay, die von geisterhaften, durchscheinenden Gestalten gesprochen haben, die über das Wasser gingen. Und die Zeugen, die das Schiff selbst gesehen haben, sind ebenfalls glaubwürdig. Es sind einfach zu viele, als dass das alles nur Unsinn gewesen sein kann!«

»Genau deswegen sind wir hier«, sagte nun Suko.

Wir stiegen in Inspektor Richardsons Wagen, nachdem wir unsere Sachen im Kofferraum verstaut hatten. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz, Suko nahm auf der Rückbank Platz.

»Jetzt fahren wir zu Dr. Reilly in die Gerichtsmedizin«, kündigte Richardson an. »Wir sind hier, was unsere Laborkapazitäten angeht, natürlich nicht so ausgestattet, wie Sie das von Scotland Yard her gewohnt sind. Aber Limerick ist verglichen mit London ja auch ein Dorf.«

»Aber eins mit benachbartem Großflughafen«, stellte ich fest, während Richardson bereits den Motor gestartet hatte.

»Ja, das kann man wohl sagen«, stimmte Richardson zu.

Da erschien plötzlich eine Gestalt vor der Kühlerhaube des Wagens!

Das Ganze dauerte nur Sekunden. Ich sah einen Helm nach Art spanischer Söldner des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Harnisch reflektierte das Licht der schon tiefstehenden Sonne. In der Rechten hielt der Kerl ein Schwert.

Mit einem durchdringenden Schrei sprang er auf die Kühlerhaube, während Inspektor Richardson so heftig in die Eisen trat, dass ich nur froh sein konnte, dass ich angeschnallt war. Mit quietschenden Reifen stoppte der Wagen des Inspektors.

Ein bärtiges totenbleiches Gesicht mit weit aufgerissenen, scheinbar wahnhaft flackernden Augen starrte mir entgegen. »Muerte y venganza!«, rief er. »Muerte y venganza!«

Ich riss die Tür auf und stieg aus dem Wagen. Suko und Richardson folgte mir. Ächzend kletterte der Kerl wieder von der Kühlerhaube herunter. Ich hielt ihm mein Silberkreuz entgegen. Aber es reagierte nicht. Weder war eine Erwärmung zu spüren, noch entfaltete es seine Macht, die normalerweise für die meisten von den Mächten des Bösen erfüllten Kreaturen tödlich war.

Der Kerl starrte mich an.

Richardson näherte sich ihm mit gezogener Dienstwaffe.

»Polizei! Nehmen Sie die Hände hoch«, sagte er, wagte es aber nicht, noch näher an den Mann heranzukommen.

Seinen Erklärungen zum Trotz, dass er ein ausschließlich an Fakten orientierter, vollkommenem nüchterner Ermittler sei, schien er es insgeheim wohl doch für nicht so ganz abwegig zu halten, dass hier übernatürliche Kräfte am Werk waren. Ohne Grund hatte man uns ja schließlich auch nicht zu Hilfe geholt.

Für einige Augenblicke hing alles in der Schweben. Der Mann, der wie ein spanischer Söldner gekleidet war, rief noch einmal lauthals »Muerte y venganza!« und fügte dann hinzu: »Ihr werdet alle büßen für die Sünden eurer Vorfahren! Wir kommen wieder und töten alle! Mein ist die Rache, spricht der Herr!«

Die letzten Sätze hatte er auf Englisch gesprochen – und zwar einem Englisch wie es nur in Irland gesprochen wurde.

Ich reagierte sofort und berührte ihn mit dem Kreuz. Noch immer gab es keinerlei Reaktion, und das konnte eigentlich nur eins bedeuten: Dieser Mann war alles andere als ein Geist. Er war noch nicht einmal mit irgendwelchen übernatürlichen Dingen in Berührung gekommen, denn mein Kreuz hätte diese Energien zweifellos gespürt.

Suko hatte unterdessen das Schwert aufgehoben, das dem »Spanier« entfallen war.

»Hochwertiges Plastik«, stellte mein Kollege fest und wandte sich dann an mich. »Das ist ein Spielzeug, John.«

»Dachte ich es mir doch! Ein Spinner!«, schimpfte Richardson, und es war ihm deutlich anzumerken, wie blank seine Nerven inzwischen wegen dieses Falles lagen.

»Muerte y venganza!«, tönte der fremde Kerl dann. »Das dunkle Schiff der Schatten kehrt zurück – und die Glocke von Calmmeany erklingt wieder! Die Glocke aus dem Blutgold eurer Vorfäter ...«

»Ich weiß nicht, was Sie genommen haben, junger Mann, aber Sie sind erst mal verhaftet«, sagte Richardson.

»Ihr werdet alle sterben! Alle, in denen das Blut der Mörder fließt!«, rief der vermeintliche Söldner wie von Sinnen.

Richardson legte ihm sicherheitshalber Handschellen an und telefonierte dann mit seinem Revier. »Auf jeden Fall werden wir einen Drogentest machen«, erklärte unser irischer Kollege schließlich. »Geweitete Pupillen in Verbindung mit diesem wirren Gefasel, das scheint mir ein ausreichender Anhaltspunkt zu sein.«

»Wer sind Sie?«, fragte ich den Mann ruhig.

»Capitán Esteban Montoya y Montego de los Reyes«, kam es ihm über die Lippen. »Ich befehligte die *Santa Imaculada*, als wir in der Calmmeany Bay an die Küste gespült wurden und auf Grund aufliefen – bevor eure Leute uns abschlachteten, um uns zu berauben.«

»Ich meine Ihren richtigen Namen«, beharrte ich.

»Aus dem Eisen unsrer Kanonen habt ihr eure Glocke gegossen – und jetzt verkündet diese Totenglocke euch das Ende ...«

»Sir, wie heißen Sie?«

»Das hat keinen Zweck«, sagte Richardson. »Sollen sich die Kollegen mit ihm herumärgern. Und in ein oder zwei Stunden wissen wir auch, wer er ist. Falls es Sie dann noch interessieren sollte, werde ich es Sie gerne wissen lassen, John.«

»Danke«, sagte ich nur.

»Aber glauben Sie mir. Dieser drogensüchtige Idiot hat mit unserem Fall nicht das Geringste zu tun«, war Richardson überzeugt. »Das ist nur ein Wichtigtuer, der mal in die Schlagzeilen will.«

Papiere hatte der Mann nicht bei sich. Und bis zum Eintreffen von Richardsons Kollegen beharrte er darauf, Capitán Montoya zu sein, Befehlshaber der *Santa Imaculada* und treuer Diener von Spaniens König Philipp II.

Die Kollegen kamen schließlich mit einem geräumigen Einsatzfahrzeug, mit dem der angebliche Capitán dann abtransportiert wurde.

»Tut mir leid für die Verzögerung«, sagte Richardson.

»Schon in Ordnung«, gab ich zurück.

»Als ob wir nicht schon genug Probleme hätten, pfuschen einem dann immer noch solche Spinner dazwischen, um sich irgendwie in den Vordergrund zu spielen.«

»Wir Briten sind ein Land der Exzentriker«, erinnerte ich ihn. »Da ist dieser Mann wohl eher von der schlichteren Sorte.«

»Wenn Sie das so sehen ...«

»Trotzdem würde ich gerne wissen, was seine Befragung ergeben hat!«

»Heute werden Sie da nichts mehr erfahren. Ich glaube nicht, dass es im Moment Sinn hat, sich überhaupt mit ihm zu unterhalten. Sie haben ja gesehen, wie er drauf war!« Richardson seufzte. »Vielleicht ein Fall für den Psychiater. Mal sehen, was der Drogentest ergibt.«

»Was hat er gemeint, als er über die Glocke sprach?«, hakte ich nach.

»Ach, das sind die allgemein in der Gegend bekannten Geschichten. Vergessen Sie es einfach.«

»Auch wenn dieser Mann vielleicht nichts mit unserem Fall zu tun hat, die Geschichten, die Sie erwähnten, haben es aber zweifellos.«

»Also gut. Von diesem Fluch über Calmmeany wissen Sie ja inzwischen.«

»Ja.«

»Das Dorf ist mehrfach völlig verlegt worden, weil man Angst vor diesen Wiedergängern hatte. Deshalb gibt es da eine Kirche, die scheinbar mitten auf der freien Wiese steht. Dort war die ursprüngliche Lage des Ortes. Zumindest sagt man das. Ob das auch wirklich stimmt, weiß ich nicht. Ich bin schließlich kein Heimatforscher.«

»Und diese Glocke ...«

»... beginnt von selbst zu schlagen, wann immer eine Wiederkehr des Geisterschiffes und seiner Besatzung bevorsteht.«

»Ist etwas dran an der Geschichte, dass sie aus dem Metall der Kanonen der *Santa Imaculada* geschmiedet wurde?«

Inspektor Patrick Richardson zuckte mit den Schultern. »Das wurde nie untersucht«, meinte Richardson. »Die Kirchenruine ist ein verwünschter Ort, da pilgern höchstens mal ein paar verrückte Okkultisten hin. Und es kam wohl auch mal vor, dass Jugendliche die Glocke betätigt haben, um sich einen Scherz zu erlauben. Und ehrlich zu sein war das auch diesmal meine Hypothese, als uns die Bewohner der Gegend davon berichteten, dass die Glocke der Toten geschlagen habe ...«

»Gibt es eigentlich jemanden, der das Auftauchen dieser geisterhaften Killer und des Armada-Schiffs mit einem Handyfoto dokumentiert hat?«,

fragte ich. »Ich habe in den Unterlagen, die Sie uns übersandten, jede Menge Zeugenaussagen gefunden, aber es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn keiner von diesen Personen ein Smartphone zur Hand gehabt hätte.«

»Doch, es gab einige, die eins hatten. Und es sind auch Bilder geschossen worden.«

»Und wie sind die?«

»Das gehört zu den Merkwürdigkeiten in diesem Fall. Es ist nichts darauf zu sehen. Gar nichts, abgesehen von grauen Nebelwänden und undefinierbaren Schatten. Trotzdem schwören diese Zeugen Stein und Bein, dass da etwas zu sehen war.«

»Das könnte dafür sprechen, dass es sich tatsächlich um eine übernatürliche Erscheinung gehandelt hat«, mischte sich Suko ein. »Manche Geister lassen sich fotografieren, andere nicht. Es gibt auch solche, die nur auf Fotos erscheinen und ansonsten unsichtbar bleiben. Da gibt es die unterschiedlichsten Varianten.«

»Ich sehe schon, Sie sind vom Fach«, meinte Richardson anerkennend.

Gut zwanzig Minuten dauerte die Fahrt bis Limerick. Richardson brachte uns zum gerichtsmedizinischen Institut, das in einem Altbau untergebracht war.

Dr. Reilly war ein freundlicher älterer Herr. Er trug einen weißen Kittel, in dessen Tasche er seine Hände fast dauernd verborgen hielt.

Richardson stellte uns kurz vor, und Reilly nickte Suko und mir jeweils zu. Sein Blick wirkte dabei ziemlich skeptisch. »Sie können ruhig wissen, dass ich Ihretwegen Überstunden mache«, sagte Reilly. »Allerdings halte ich diese Angelegenheit für so wichtig, dass dieser Einsatz gerechtfertigt ist. Und davon abgesehen hoffe ich, dass Sie endlich die Wahrheit herausfinden – nach all der Zeit.«

»Was meinen Sie genau damit?«, hakte ich nach.

Reilly wandte sich kurz Richardson zu und sagte anschließend: »Ich habe mich außer mit den Leichnamen der aktuellen Toten auch inzwischen etwas eingehender mit der Vergangenheit beschäftigt. Es gab über die Jahrzehnte hinweg immer wieder Opfer, die auf ähnliche Weise zugerichtet waren. Und bei einem hat man sogar eine Bleikugel gefunden, die der entspricht, die wir diesmal bei einem der Toten sichergestellt haben. Das war allerdings im

Jahr 1913, und es gibt von den Beweisstücken nur noch Fotografien in einem mehr oder minder schlechten Zustand, aber keine Originalstücke mehr. Die schlimmste Heimsuchung durch diese spanischen Geister soll es übrigens im Jahr 1801 gegeben haben. In der Bibliothek des Trinity College in Dublin lagern noch alte Aufzeichnungen aus dieser Zeit, darunter auch die Unterlagen eines Arztes, der hier in Limerick praktiziert hat. Sein Name war James O'Donnell, und er hat diese Aufzeichnungen anschließend zur Grundlage seiner Abhandlung über Geistermorde gemacht, von der eines der letzten Exemplare ebenfalls in der Sammlung des Trinity College aufbewahrt wird.«

»Das klingt, als könnte uns diese Schrift durchaus weiterhelfen«, stellte ich fest.

Dr. Reilly nickte. »Eine gescannte Version dieses Werkes erwarte ich heute oder morgen auf meinem Rechner. Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen eine Kopie zukommen lassen.«

»Gerne«, sagte ich und gab ihm eine Visitenkarte.

Er hob die Augenbrauen und setzte sich seine Lesebrille auf, bevor er genauer darauf schaute. »In Ordnung«, meinte er dann. »Und jetzt möchte ich Ihnen die Toten zeigen. Ich muss sagen, ich habe selten Mordopfer gesehen, auf die mit derartiger Brutalität eingeschlagen wurde. Ein Teil der Verletzungen ist bei nicht wenigen der Opfer erst post mortem erfolgt.«

Reilly führte uns in seinen Sezierraum. Mehrere der Opfer, die es zuletzt getroffen hatte, lagen hier, und man brauchte schon starke Nerven, um diesen Anblick zu ertragen.

»Auch nachdem die Opfer bereits tot waren, wurde weiter auf sie eingeschlagen«, erläuterte Dr. Reilly und seine Stimme bekam dabei einen anderen, sehr viel gedämpfteren Tonfall.

»Sie gehen von einer Tat aus, der grenzenloser Hass zugrunde liegt, nicht wahr?«, schlussfolgerte ich.

Reillys Blick ruhte nachdenklich auf den sterblichen Überresten von einem der Opfer. »Das ist – war – ein Mann aus Ballybunion an der Küste. Das liegt ein paar Meilen von Calmmeany entfernt. Sein Name war Darren O'Herlihy. Zwanzig Personen haben gesehen, wie dieser Geist auf offener Straße auf das Opfer mit dem Schwert eingeschlagen hat. Der Angreifer soll durchscheinend gewesen sein.«

»Was immer das bedeuten mag«, schränkte Richardson ein. »Ich war am Tatort in Ballybunion und wenn dort die Sonne tief über den Meer steht,

dann kann das schon sehr eigenartige Lichteffekte geben.«

Reilly hob den Kopf und musterte Richardson einen Moment lang stirnrunzelnd. »Immerhin haben Sie die Hilfe dieser Spezialabteilung bei Scotland Yard angefordert. Also denken Sie ja auch wohl nicht, dass das ein gewöhnlicher Straßenüberfall mit einem kostümierten Täter war.«

Ich nahm mein Silberkreuz hervor, trat an die Leiche des furchtbar zugerichteten Mannes und berührte ihn mit dem Kreuz. Die Reaktion bestand in einer deutlichen Erwärmung. Für mich ein untrügliches Zeichen dafür, dass der Tote mit übernatürlichen Kräften in Berührung gekommen war.

Ich wechselte einen kurzen Blick mit Suko.

»Wir sind hier richtig«, stellte ich fest.

Dieser Fall gehörte zweifellos in unser Arbeitsgebiet.

Dr. Reilly zeigte uns noch einige der anderen Leichen, die er untersucht hatte. Die meisten der Toten waren mutmaßlich durch den Einsatz von Hieb- und Stichwaffen ums Leben gekommen. Darüber hinaus gab es Schusswunden und Verletzungen durch Armbrustbolzen.

»Armbrüste hatten damals noch eine höhere Durchschlagskraft als Schusswaffen«, erläuterte uns Dr. Reilly. »Deswegen sind die Armbrustbolzen auch zumeist durch den Körper hindurchgegangen, während die Büchsenkugeln mit einer Geschwindigkeit von zumeist unter 300 km/h im Körper stecken bleiben. Unter den damaligen Bedingungen dürfte auch ein Schuss in Arm oder Bein tödlich gewesen sein, weil sich die Wunde durch das Projektil sofort entzündet hat.«

Ich überprüfte auch die anderen Toten auf übersinnliche Energien. Das Kreuz reagierte mal stärker, mal schwächer darauf. Wodurch das zu erklären war, würde sich noch zeigen, aber es musste wohl mit den Umständen zu tun haben, unter denen die jeweiligen Opfer gestorben waren.

»Gibt es irgendwelche Besonderheiten bei den Opfern?«, erkundigte ich mich.

»Sie meinen, ob die etwas gemeinsam hatten?«

»Ja, genau.«

Reilly hob die Augenbrauen. »Auf den ersten Blick nicht. »Weder Alter noch Geschlecht, Wohnort, Beruf, Ausbildung oder was auch immer man

sonst betrachten mag, scheinen übereinzustimmen. Gut, sie stammen natürlich hier aus der Gegend und wohnten in küstennahen Orten in einem Umkreis von nicht mehr als zwanzig Meilen. Aber die Sache hat mir keine Ruhe gelassen, und ich habe deswegen auf eigene Faust etwas nachgeforscht.«

»Und mit welchem Ergebnis?«, hakte ich nach.

»Alle Opfer haben Vorfahren aus Calmmeany.« Er wandte sich an Richardson. »Sie waren ja leider nicht davon zu überzeugen, dass dieser Punkt eine Rolle spielen könnte, Inspektor!«

Richardson machte eine abwinkende Handbewegung. »Ich sage nichts mehr dazu«, knurrte er.

»Der Fluch richtet sich anscheinend in erster Linie gegen die Nachfahren der Menschen, die 1588 in Calmmeany wohnten und sich der Legende nach an der Plünderung des Schiffes *Santa Imaculada* beteiligt haben.«

»Diesen Namen erwähnte auch der Kerl, der uns vorhin auf die Kühlerhaube gesprungen ist«, meinte Suko.

»Erzählen Sie!«, verlangte Reilly.

»Nicht der Rede wert«, meinte Inspektor Richardson. »Das war nur irgendein Spinner.«

»Ein Typ ist uns auf die Kühlerhaube gesprungen, als wir Shannon Airport verlassen wollten«, erklärte Suko. »Er war angezogen wie ein spanischer Söldner der frühen Neuzeit und rief dauernd ‚Muerte y venganza’!«

»Das ist vielleicht wirklich nur eine lokale Ausprägung von Halloween«, meinte Reilly.

Wir fuhren mit Richardson zum Polizeipräsidium von Limerick. Dort stand auch unser Wagen für uns bereit. Glenda hatte für uns Zimmer in Ballybunion besorgt. Der Ferienort an der Küste war ideal als Ausgangsort für unsere Ermittlungen, denn Calmmeany lag nur ein paar Meilen entfernt.

In Richardsons Büro hing eine Karte der gesamten Gegend. Mehrere Punkte waren besonders markiert. Die Bucht, in der das Schiff gesehen worden war, sowie die drei Ortschaften mit der Bezeichnung »Calmmeany«. Richardson erläuterte uns das genauer.

»Hier lag der ursprüngliche Ort im Jahr 1588«, sagte er. »Davon ist nur die Kirche geblieben, deren Glocke angeblich das Unheil ankündigt. Um dem Fluch zu entkommen, hat man den Ort dann verlegt und zwar hier hin.«

Richardson zeigte uns die Position. Sie lag nur ein paar Meilen entfernt. »Ich habe mit ein paar Heimatforschern gesprochen. Der Grund für die Verlegung des Dorfes ist umstritten. Es könnte auch mit einem Erdrutsch zu tun haben, den es um 1600 hier gegeben hat. Aber das zu rekonstruieren wäre wohl eine Aufgabe für Historiker. Die zweite Verlegung des Ortes hängt jedoch mit den Ereignissen von 1801 zusammen, als das Schiff erneut in der Bucht aufgetaucht sein soll und ein Großteil der Bevölkerung ums Leben kam.«

Der Ort bestand heute nur aus einer kleinen Hauptsiedlung und ein paar verstreuten kleineren Häuseransammlungen, wie man auf der in einem ziemlich großen Maßstab gehaltenen Karte erkennen konnte.

Mir fiel der Name St. Brendan auf, schätzungsweise zwei Meilen von der alten Kirche von Calmmeany entfernt. Ich fragte Richardson, was es damit auf sich hatte.

»Das ist ein altes Kloster«, erklärte er mir. »Benannt nach dem Heiligen Brendan, der lange vor Kolumbus im sechsten Jahrhundert von Irland aus nach Amerika segelte. Aber heute lebt dort nur noch ein einziger Mönch, der eine Bibliothek von vor sich hin staubenden Büchern verwaltet.«

»Vielleicht jemand, der viel über die alten Legenden der Gegend weiß«, vermutete Suko.

Aber Richardson schüttelte den Kopf. »Nein, das ist eher ein Spinner, der in seiner eigenen Welt lebt. Er nennt sich Bruder Kelvin und ist in der Gegend als seltsamer Kauz bekannt.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«, hakte ich nach.

Richardson verzog das Gesicht. »Man könnte es so ausdrücken: Ich habe es versucht. Aber es ist nichts Vernünftiges dabei herausgekommen.«

Wir gingen noch einige Zeugenaussagen durch, die im Zusammenhang mit dem Fall dokumentiert worden waren. Zuletzt erkundigte ich mich noch nach dem Kerl, der uns als Capitán Montoya auf die Kühlerhaube gesprungen war.

»Ich hätte gerne mit ihm geredet«, sagte ich.

Richardson erkundigte sich bei seinen Kollegen, und es stellte sich heraus, dass der Mann längst wieder auf freiem Fuß war.

»Es ist eine Anzeige aufgenommen worden, und man hat ihm für einen Alkohol- und Drogentest Blut abgenommen. Es bestand keine Handhabe mehr, ihn festzuhalten.«

»Aber seine Personalien haben Sie doch hoffentlich«

»Natürlich«, versicherte Richardson. »Er heißt Liam Cameron und wohnt in Ballybunion.«

»Da wollten wir ja sowieso hin«, stellte Suko fest.

Wir machten uns auf den Weg. Die Straße zur Küste führte am Ufer des Shannon entlang, der zu einem breiten Fjord wird, bevor er in den Atlantik mündet.

»Was hältst du von diesem Liam Cameron alias Capitán Montoya?«, fragte Suko mich, nachdem er schon eine ganze Weile nichts gesagt hatte. »Ist er wirklich nur ein Spinner? So etwas gibt es immer an Orten, die irgendeine dunkle oder magische Vergangenheit haben.«

»Trotzdem seltsam, dass er ausgerechnet vor Richardsons Wagen aufgetaucht ist.« Irgendeine Ahnung sagte mir, dass er vielleicht doch mehr mit dem ganzen Fall zu tun hatte, als wir im Moment ahnen konnten. Nur konnte ich im Moment einfach nicht genau sagen, was mich zu dieser Ansicht brachte.

Es dämmerte bereits, als wir Ballybunion erreichten.

Die Pension, in der Glenda für uns reserviert hatte, gehörte einer redseligen älteren Dame namens Margery Keogh.

»Sie sind also die Scotland Yard Beamten, die sich um die Wiedergänger der *Santa Imaculada* aus Calmmeany kümmern sollen«, stellte sie fest, nachdem wir uns vorgestellt hatten.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Glenda uns als Scotland Yard Beamte angekündigt hatte. Also musste sie ihr Wissen woanders her haben.

»Wie kommen Sie darauf?«, fragte ich, während ich das Lederfutteral mit dem Schwert des Salomo von der Schulter nahm.

Margery Keogh machte eine abwinkende Handbewegung. »Das hat mir mein Neffe erzählt. Der ist bei der Polizei in Limerick. Anscheinend wird man da mit dem Fall nicht alleine fertig und glaubt jetzt, dass Sie mehr ausrichten können.« Sie musterte uns ausgiebig von oben bis unten und fügte dann in einem fast verächtlichen Tonfall hinzu: »Wie kann man glauben, dass Sie besser verstehen, was hier vor sich geht als Leute aus der Gegend?«

»Und Sie?«, fragte ich. »Sie wissen mehr darüber?«

»Nur das, was alle wissen und was von Generation zu Generation erzählt wird.«

»Ich höre mir solche Geschichten gerne an«, erklärte ich.

»Sie?«, sagte sie abschätzig. »Dann werden Sie nicht gerne hören, was ich Ihnen sagen werde.«

»Glauben Sie, ich bin es bei Scotland Yard immer nur gewohnt, Erfreuliches zu hören?«

»Nein, sicher nicht ...« Sie zögerte einen Moment und rieb die Hände nervös gegeneinander. »Sie können eigentlich gleich wieder abreisen, denn ausrichten werden Sie nichts.«

»Wieso sind Sie sich da so sicher?«

»Jeder, der sich auch nur ein bisschen mit der Geschichte dieses Landstrichs beschäftigt hat, weiß das. Wenn die Glocken von Calmmeany das erste Mal läuten, dann dauert es gut einen Monat, bis das Morden aufhört. Manchmal kamen die Wiedergänger in der Vergangenheit jede Nacht, manchmal sind es nur ein paar gefährliche Tage oder Nächte, an denen sie ihr Unwesen treiben. Das ist sehr unterschiedlich. Der Fluch wäre fast vorbei gewesen, als die spanischen Geister im Jahr 1801 fast alle Leute des Dorfes Calmmeany umbrachten. Aber die Nachfahren der wenigen Überlebenden haben sich in der Gegend verteilt. Sie haben Ehepartner aus anderen Orten geheiratet, und es ist jetzt gar nicht mehr so einfach für die Wiedergänger, noch echte Nachfahren jener Menschen zu finden, die damals die *Santa Imaculada* ausgeraubt und die Seeleute und Söldner erschlagen haben.«

»Hier in Ballybunion waren sie auch schon, wie man mich informiert hat.«

»Ja, das ist wahr.« Margery Keogh nickte. »Früher hat man erzählt, dass diese Wiedergänger sehr wütend werden können, wenn sie in Calmmeany nicht das finden, wonach sie suchen! Die Seelen jener Unglücklichen nämlich, die Nachfahren der Strandpiraten sind. Und dann kann es sein, dass sie in einen wahren Blutrausch verfallen und es ihnen vollkommen gleichgültig ist, wer ihnen gegenübersteht ...«

Nachdem wir uns ins Gästebuch eingetragen hatten, führte sie uns die knarrende Treppe hinauf zu unseren Zimmern.

»Was ich Ihnen erzählt habe, sind natürlich alles nur Geschichten«, sagte Margery Keogh dann, während sie vor uns her ging. »Geschichten, die man mir schon als Kind erzählt hat und deren Wahrheitsgehalt heute niemand mehr überprüfen kann.«

»Die Toten, die es kürzlich hier in Ballybunion und anderswo hier in der Gegend gegeben hat, sind aber Realität«, gab ich zu bedenken.

»Halten Sie mich nicht für mitleidlos oder gleichgültig«, sagte sie daraufhin, »aber was geschehen muss, geschieht eben.«

»So sehen Sie das?«

»So sehen das die Leute hier seit langer, langer Zeit. Und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll ...«

»Immer gerne!«

»Heute ist es zu spät. Aber morgen sollten Sie das nächste Flugzeug vom Shannon Airport nach London nehmen und wieder zurückfliegen. Wie ich schon sagte, Sie können hier nichts bewirken. Und in London laufen dafür ein paar Mörder mehr herum, weil Scotland Yard zu wenig Beamte hat, um sie alle dingfest zu machen!«

»Da machen Sie sich mal keine Sorgen, Mrs. Keogh.«

»Oh doch, ich mache mir Sorgen«, erwiderte sie und sah mich dabei mit ihren großen Augen fast bedauernd an. »Und zwar um Sie beide.«

»Um uns?«, wunderte ich mich.

»Wer sich den Wiedergängern entgegenstellt, wird ihren Hass ganz besonders zu spüren bekommen, heißt es. Es gibt da die Geschichte von dem Mönch namens Cordwain, der dies im Jahr 1801 getan haben soll und den die Geister dafür auf bestialische Weise umgebracht haben.« Mrs. Keogh nickte wissend. »Bestialisch«, wiederholte sie. »Frühstück ist morgen zwischen sieben und acht. Wenn Sie später aufstehen, gibt es nichts mehr. Und wenn Sie heute Abend noch etwas essen wollen, dann mache ich Ihnen gerne gegen einen kleinen Aufpreis ein paar Sandwiches. Sie können natürlich auch in eines der miserablen Restaurants in Ballybunion einkehren.«

»Wollen wir wirklich die ganzen vier Wochen hier verbringen?«, fragte Myrna und verschränkte etwas misstrauisch die Arme.

Das Cottage, das sie gemietet hatten, stand auf einer Anhöhe. Nur ein unbefestigter Pfad führte hierher. Aber man hatte einen fantastischen Blick auf die Bucht von Calmmeany. Die Sonne ging als großer, roter Ballon langsam im Atlantik unter, und Graham Dunwell konnte sich von dem Anblick kaum losreißen.

»Ich meine, hier gibt es doch wirklich nichts«, maulte Myrna, mit der Dunwell seit drei Jahren verheiratet war. »Im Augenblick sind noch nicht mal Schafe auf den Wiesen!«

»Es wird uns hier schon nicht langweilig werden«, war Graham überzeugt. Er war Manager und normalerweise in New York zu Hause. Und diese Reise ins Land seiner Vorfahren hatte er seit Langem geplant.

»Mauritius und Cannes waren schöner«, meinte Myrna, Anfang dreißig und bei einer New Yorker Anwaltskanzlei angestellt.

Dass Graham schon lange nach einer Gelegenheit gesucht hatte, um die Gegend zu besuchen, aus der seine Urgroßeltern einst ausgewandert waren, hatte Myrna natürlich gewusst. Doch bislang hatte sich einfach keine Gelegenheit ergeben.

Myrna hatte das nicht gerade bedauert, denn sie stellte sich Urlaub eigentlich etwas anders vor, als in einer gottverlassenen Gegend, in der es außerdem noch fast täglich regnete, in einem kleinen Cottage ohne jeden Komfort zu leben.

Auch die freie Sicht auf das Meer konnte auf die Dauer ziemlich langweilig sein. Zumindest fand Myrna das. Schließlich konnte man sich hier weder eine Yacht mieten noch in die Sonne legen. So schnell, wie die nämlich wieder verschwunden war und ein paar dunklen Regenwolken Platz gemacht hatte, lohnte sich das einfach nicht.

Man hatte hier noch nicht einmal die Garantie, dass das Handy funktionierte. Je nach Witterung musste man damit rechnen, kein Netz zu bekommen. Immerhin hatte sich Myrna sicherheitshalber genug Bücher zum Lesen mitgebracht. Alles Romane, zu deren Lektüre sie sonst aufgrund ihres stressigen, zeitintensiven Jobs nicht gekommen war.

Aber da Myrna sich während ihrer bisherigen Ehe zumeist mit der Auswahl des Urlaubsziels durchgesetzt hatte, hatte sie sich vorgenommen, ihr Genörgel in Grenzen zu halten. Diesmal war es eben ein Urlaub, wie Graham ihn sich vorstellte. Dass es gleich vier Wochen sein mussten, war zwar nicht gerade toll, aber die gingen schließlich auch irgendwann herum.

Sie hatten in der nahen Ortschaft Calmmeany, die von den Einheimischen New Calmmeany genannt wurde, da der Ort offenbar irgendwann mal verlegt worden war, etwas zu Essen eingekauft, und Graham sorgte dafür, dass der Kamin in Gang kam. Der Vermieter wohnte in Ballybunion und hatte ihnen einfach nur die Schlüssel gegeben und gesagt, dass sie alles benutzen könnten. Auch das Brennholz, das geschlagen und gestapelt neben dem Haus gelagert wurde.

Das Entfachen des Kamins erwies sich als etwas schwieriger, als Graham wohl gedacht hatte, und er wurde deswegen ziemlich gereizt.

Myrna beschloss, dass es das Beste war, sich nicht einzumischen. Sie kannte Graham schließlich inzwischen gut genug, um zu wissen, dass Grahams Laune dann ziemlich übel werden konnte.

Als sie dann endlich beim Essen saßen, fing eine Glocke an zu schlagen.

»Ich wusste gar nicht, dass hier in der Nähe eine Kirche ist«, meine Myrna.

»Wir sind doch daran vorbeigefahren.«

»Ich dachte, das wäre eine Ruine. Es sah zumindest für mich so aus.«

»Die Leute sind hier sehr religiös, da gibt es mehr Kirchen und Klöster als sonst irgendetwas«, meinte Graham.

Myrna hatte ihre Jacke in dem Geländewagen gelassen. Aber trotz des inzwischen vor sich hin knisternden Kamins wollte sie jetzt etwas Wärmendes um die Schultern haben und sich außerdem etwas die Beine vertreten.

Graham war unterdessen damit beschäftigt, den Fehler zu finden, der dafür sorgte, dass der kleine Kühlschrank, den das Cottage immerhin zu bieten hatte, einfach nicht kühlen wollte.

Myrna trat ins Freie. Sie ging zum Wagen, holte ihre Jacke und schlang sie sich um die Schultern. Die Glocke hatte inzwischen aufgehört zu schlagen. Fast eine Stunde lang hatten die metallischen, irgendwie sehr eigenartig klingenden Schläge über das Land getönt.

Jetzt war es vorbei. Die Sonne war untergegangen. Ein fahler Mond leuchtete vom Himmel und über dem Meer hatte sich eine dichte Nebelwand gebildet. Sie nahm schon fast die gesamte Bucht ein.

Stimmen drangen an ihr Ohr. Männerstimmen, die in einer anderen Sprache redeten.

Spanisch, so erkannte Myrna. Sie hatte in ihrer Kanzlei des Öfteren mit spanischsprachigen Kunden zu tun und deswegen einen Sprachkurs besucht. Allerdings reichten ihre Fähigkeiten nur für ein bisschen Small-talk und nicht, um juristische Texte zu übersetzen.

Die Stimmen schienen vom Meer her zu kommen, geradewegs aus der Nebelwand. Und es wunderte Myrna, dass sie auf diese Entfernung überhaupt etwas davon verstehen konnte.

»Muerte y venganza!«, glaubte sie zu hören. Und das mehrfach. Dann hörte sie wieder nur einzelne Wortfetzen.

»Graham?«, fragte sie, obwohl ihr eigentlich klar sein musste, dass Graham sie nicht hören konnte, wenn sie nicht deutlich lauter nach ihm rief.

Sie trat ein paar Schritte vor und starrte zur Bucht hinab, denn nun schälte sich eine dunkle, schattenhafte Form aus dem Nebel heraus. Ein Segelschiff!

Immer deutlicher wurde es sichtbar, der Großteil davon aber nach wie vor nur als dunkler Umriss.

»Graham!«, rief sie nun etwas lauter. »Das musst du dir ansehen!«

»Was ist denn?«

»Komm einfach raus!«

»Schatz, ich ...«

»Du glaubst nicht, dass das wahr sein kann!«

Irgendetwas polterte im Inneren des Cottage. Wenig später war Graham ebenfalls draußen im Freien. Er sagte noch irgendetwas über den Kühlschrank und dass das Stromnetz in diesem Haus lebensgefährlich sei, dann verstummte er von einem Augenblick zum anderen.

»Mein Gott!«

»Hörst du das auch, was sie rufen, Graham? Muerte y venganza – Tod und Rache!«

Graham zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung, was das soll ...«

»Gibt es hier irgendwelche archaischen Historienspiele oder so was?«, fragte Myrna. »Ich meine, deine Vorfahren kommen schließlich von hier, nicht meine.«

»Ich dachte, ich hätte in den nächsten Tagen noch Zeit genug, den Reiseführer zu lesen«, murmelte Graham. »Ich ...« Seine Stimme brach ab.

Myrna hatte ebenfalls etwas sagen wollen und den Mund bereits halb geöffnet, aber kein einziger Ton kam über ihre Lippen.

Beide standen wie erstarrt da und blickten auf die Bucht. Dass sich das Schiff bis dahin vollkommen gegen jedes Naturgesetz bewegt hatte, fiel keinem von beiden auf. Die Segel hingen schlaff herab, obwohl gleichzeitig ein kühler Wind vom Meer her wehte, der Myrna richtig eisig vorkam. Es war eine Kälte, die alles zu durchdringen schien. Sie knöpfte die Jacke zu, merkte aber bald, dass das nichts half. Die Kälte ging ihr bis ins Mark und schien eigenartigerweise aus ihrem Inneren zu kommen.

Boote kamen näher, und Gestalten schienen über das Wasser zu gehen. Das Schiff drehte sich um etwa zwanzig Grad zur Seite, so als ob es auf Grund gelaufen wäre.

»Wenn das eine Show ist, dann ist sie aber nicht von schlechten Eltern«, meinte Graham.

»Stand in deinem Reiseführer irgendetwas drin? Zum Beispiel, ob heute ein besonderer Tag ist oder so was?«

»Da stand bestimmt was drin, Myrna – ich bin allerdings noch nicht dazu gekommen, es zu lesen.«

»Ich dachte, du wüsstest so viel über das Land deiner Vorfahren.«

»Na, sagen wir es mal so: Ich hatte eigentlich gehofft, in diesem Urlaub etwas mehr darüber zu erfahren. Mich beschäftigt das nämlich schon lange.«

Die ersten Gestalten erreichten das Land. Sie näherten sich schnell, und Myrna hatte fast den Eindruck, dass sie mehr schwebten, als dass sie wirklich einen Fuß vor dem anderen setzten. Harnische und blanke Klingen leuchteten im fahlen Mondlicht. Und ein Chor sonorer Stimmen war zu hören, aus dem immer wieder einige Rufe herausstachen.

»Muerte y venganza! Muerte y venganza!« Manchmal fielen andere Stimmen in diese Rufe ein, sodass sich eine Art Singsang ergab.

Die

Spanier näherten sich schneller, als es jedem Fußgänger möglich gewesen wäre. Ihre Gestalten traten jetzt für Graham und Myrna sehr viel deutlicher hervor, und es wurde auch offenbar, wie durchscheinend sie waren.

Myrna nahm Grahams Hand und fühlte, dass diese sich schweißnass anfühlte.

»Mein Gott, was ist das nur?«, murmelte er.

»Einige von ihnen kommen geradewegs auf dieses Haus zu, Graham«, stellte Myrna fest.

»Dann könne wir sie ja fragen.«

»Das glaube ich kaum.«

»Wie machen die das nur, dass sie so durchscheinend aussehen? Das muss doch ... irgendeine Projektion oder so etwas sein. Erinnerst du dich noch an diese Freilichtinszenierung, die wir vor zwei Jahren ...«

»Nein, Graham«, flüsterte Myrna totenbleich. »Das hier ist etwas ganz anderes.«

Myrna wollte Graham mit sich ziehen, aber ihr Mann widerstrebte. »Lass uns um Gottes Willen zum Wagen gehen, Graham!«

»Und dann?«

»Nichts wie weg natürlich!«

»Aber ...«

»Ehe es zu spät ist!«

»Aber das Kaminfeuer! Myrna, wir können das nicht einfach so brennen lassen.«

»Komm jetzt!«

Einer der

Spanier kam jetzt sehr schnell herangeschwebt. Er gewann Substanz, sodass sein Körper nun kaum noch geisterhaft wirkte. Er richtete seine Waffe auf Graham. Dann krachte der Schuss. In diesem Augenblick riss Myrna ihren Mann mit sich. Die Kugel zog genau dort ihre Bahn, wo Graham gerade noch gestanden hatte und schlug dann durch die Haustür. Ein faustgroßes Loch war jetzt im Holz zu sehen.

Graham wechselte einen entsetzten Blick mit Myrna.

»Ich sagte doch: Nichts wie weg hier!«, rief Myrna. Sie schrie diese Worte geradezu heraus, während der Spanier damit begann, seine Arkebuse von Neuem zu laden, wobei er wieder deutlich durchscheinender wirkte, als zuvor.

»Muerte y venganza!«, rief er mit dröhnender Stimme, und ein zweiter Spanier, der gerade jetzt bis auf ein paar Dutzend Schritt herangekommen war, fiel in diesen Ruf mit ein. Das Schwert über dem Kopf schwingend stürmte er auf die beiden New Yorker Touristen zu.

Und jetzt hatte wohl auch Graham begriffen, dass es nur noch eine Möglichkeit gab, das Schlimmste zu verhindern: rasche Flucht.

Sie rannten zum Wagen, rissen die Türen auf und stiegen ein.

Graham hatte am Steuer Platz genommen.

»Verdammt, der Wagenschlüssel!«, schimpfte er, als er feststellte, dass sich der nicht in seiner Hosentasche befand.

Aber da konnte Myrna ihm glücklicherweise aushelfen.

Sie hatte den Schlüssel in die Tasche ihrer eng anliegenden Jeans gesteckt, nachdem sie sich die Jacke geholt hatte. Abgeschlossen hatte sie danach nicht. In dieser einsamen Gegend einen Wagen abzuschließen, war ihr irgendwie widersinnig erschienen.

»Hier, Graham!«

»Danke.«

Graham startete den Wagen, setzte zurück.

Da war der Spanier mit dem Schwert schon heran. Er sprang mit einem Satz auf die Motorhaube. Dabei wirkte er annähernd gewichtslos. Seine Füße schienen geisterhaft ein wenig in die Oberfläche der Kühlerhaube einzusinken, bevor sie sich wieder daraus hervorhoben. Das Mondlicht schimmerte durch seine blasse Erscheinung hindurch.

Aber so durchscheinend und geisterhaft seine Erscheinung insgesamt auch sein mochte, so war doch die Klinge, die er führte, anscheinend vollkommen materialisiert. Der blanke Stahl sauste auf die Frontscheibe des Geländewagens herab. Ein spinnenartiges Bruchmuster entstand. Erneut schlug der Spanier zu. Es schien nur eine Frage der Zeit zu sein, wann er die Frontscheibe zertrümmert hatte.

Unterdessen hatten sich weitere Spanier dem Wagen genähert. Einer hob eine Armbrust. Der Bolzen löste sich und schoss dann durch das Seitenfenster. Der Bolzen flog haarscharf an Graham vorbei und grub sich in das Sitzpolster.

»Nun fahr doch endlich!«, schrie Myrna, während der Spanier auf der Kühlerhaube zu einem weiteren Schlag ausholte.

Graham ließ den Motor aufheulen. Mit durchdrehenden Reifen setzte sich der Wagen in Bewegung. Der Spanier auf der Kühlerhaube, der gerade zu einem weiteren Schwertstreich ausholen wollte, schwebte zur Seite und stieß dabei einen Schrei aus, der Graham und Myrna auf eine sehr eigenartige Weise im Kopf dröhnte, so als würde die Wut des Angreifers auf diese Weise geradewegs in die Gedanken der beiden eindringen.

Graham trat das Gaspedal voll durch. Der Wagen raste los. Wo genau der Weg verlief, konnte Graham unmöglich sehen. Auf den ersten hundert Metern hatte er nicht einmal das Licht eingeschaltet.

»Hier geht es doch zur Stadt, oder?«, fragte er.

»Wenn du New Calmmeaney als Stadt bezeichnen willst ...«

»Ruf die Polizei an.«

»Mein Handy liegt im Haus.«

»So ein Mist.«

»Und deins?«

Er kam nicht mehr dazu zu antworten. In diesem Moment schoss etwas mit einem Knall durch die Frontscheibe. Es war ein Armbrustbolzen.

Er steckte Graham in der Stirn. Der Wagen fuhr weiter und landete nur Augenblicke später in einem Graben.

Myrna wurde nach vorn geschleudert. Sie hatte sich noch nicht angeschnallt. Für einen Moment war sie etwas benommen. Der Kopf tat ihr höllisch weh.

»Graham!«, rief sie dann.

Ihr Mann starrte ins Nichts. Blut rann aus der Wunde in der Stirn. Und von draußen hörte sie die Stimmen der Spanier rufen. »Muerte y venganza! Muerte y venganza!«

Es mussten Dutzende dieser geisterhaften Gestalten sein. Myrna zitterte. Das Seitenfenster wurde eingeschlagen. Ein langer Stiel mit einer Axtförmigen Klinge stieß in den Innenraum des Wagens. Myrna blickte einem der Spanier in das totenbleiche Gesicht. Die Augen leuchteten und starrten sie an. Das Gesicht bildete eine hasserfüllte Maske.

Dann ertönte in der Ferne ein Horn.

Jedenfalls klang es für Myrna so.

Es war ein langgezogener, gleichmäßiger und sehr durchdringender Ton, der kurz abbrach und dann von Neuem zu hören war. Die Hiebwaaffe, mit der der Spanier durch das Fenster gestoßen hatte, wirkte auf einmal durchscheinend.

Der Spanier zog die Waaffe mit einem Ruck aus dem Wagen heraus. Myrna konnte der scharfen Klinge diesmal unmöglich ausweichen. Aber sie ging durch ihren Körper hindurch, ohne dabei eine Wirkung zu erzielen.

Der Puls schlug Myrna bis zum Hals. Sie wagte es kaum, überhaupt zu atmen, und kalter Angstschweiß lief ihr über Stirn und Rücken. Im fahlen Licht des Mondes sah sie die Gestalten der Spanier davongehen. Tödliche Gespenster, Wesen aus einer jenseitigen Welt, die offenbar von einem furchtbaren Hass erfüllt waren.

Ihr Blick glitt zu Graham.

Irgendwie hatte sie gehofft, dass all das, was in den letzten Augenblicken geschehen war, nichts anderes als ein Albtraum war, aus dem man einfach erwachte und feststellte, dass das Leben danach ganz normal weiterging. Aber ihr wurde jetzt mehr und mehr bewusst, dass es in diesem Fall nicht so war.

Graham war tot. Ganz gleich, ob sich diese geisterhaften Erscheinungen aus dem Nebel schließlich in Nichts auflösten oder sonst wohin verschwanden, es gab nichts, was Grahams Tod ungeschehen machen konnte.

Eine ganze Weile saß Myrna einfach nur da, unfähig sich auch nur ein bisschen zu bewegen. Von den Spaniern war nichts mehr zu sehen. Und die Stimmen waren auch verhallt. Noch einmal erklang das Horn – aber jetzt hörte es sich an, als wäre der Ton aus einer viel größeren Entfernung angestimmt worden.

Nun endlich wagte Myrna es, die Wagentür zu öffnen. Ihre Knie waren weich. Im ersten Moment glaubte sie, ihr würden jeden Moment die Beine einfach wegnicken. Sie fühlte sich vollkommen kraftlos.

In der Bucht stand noch immer die dichte Nebelwand. Aber von dem schattenhaften Geisterschiff war nichts mehr zu sehen.

Es war vier Uhr morgens, als mein Handy klingelte.

»Ja, hier Sinclair«, sage ich müde und unterdrückte ein Gähnen.

Ich hörte die Stimme von Inspektor Richardson. »John, es hat einen Vorfall in der Nähe von Calmmeany gegeben.«

Das machte mich von einer Sekunde zur anderen hellwach. »Was ist passiert?«, wollte ich sofort wissen und richtete mich im Bett auf.

»Ein Touristenpaar ist von diesen spanischen Geistern – oder wie immer man die Mörder nun auch nennen will – angegriffen worden. Die Frau hat überlebt, der Mann wurde getötet. Ich bin bereits unterwegs. Einige Kollegen ebenfalls. Und ein Gerichtsmediziner ist auch alarmiert worden.«

»Wir sind auch schon so gut wie unterwegs«, versprach ich.

»Kommen Sie am besten zum Hof der Familie Reagan. Bis dorthin hat sich Myrna Dunwell – so der Name der Frau – durchgeschlagen. Natürlich sind sämtliche Polizeikräfte in der Gegend alarmiert.«

Richardson gab mir noch die Adresse der Reagan-Farm durch. Ich konnte nur hoffen, dass mein Navigationssystem aktuell genug war, um mich dorthin zu führen.

Ich zog mich an und weckte Suko.

»Dann werden wir also das Frühstück unserer charmanten Gastgeberin wohl verpassen, John«, stellte er fest.

Ich zuckte daraufhin nur mit den Schultern. »Abwarten, Suko, vielleicht sind wir ja bis dahin auch längst wieder zurück.«

»Hauptsache, du weckst sie nicht!«

Aber in diesem Punkt gab ich mich keinen Illusionen hin. »Ich nehme an, dass sie längst gehört hat, dass bei uns irgendetwas los ist, das nicht in ein

normales Raster passt«, erklärte ich.

Nur fünf Minuten später saßen wir im Wagen. Unsere Waffen hatten wir dabei. Von Ballybunion aus nahmen wir die Küstenstraße. Uns begegnete während der Fahrt nicht ein einziges anderes Fahrzeug. Aber das war um diese frühe Uhrzeit eigentlich auch kein Wunder.

Als wir die Bucht von Calmmeany erreichten, hing dort eine dichte Nebelwand über dem Wasser. Mein Kreuz hatte sich leicht erwärmt, als wir dort vorbeikamen.

Ich hielt den Wagen am Straßenrand an.

»Was hast du vor?«, fragte Suko. »Bis zur Farm der Reagans sind es noch ein paar Meilen, zumal die Straße nicht auf direktem Weg dorthin führt.«

»Ich weiß«, gab ich zurück. »Aber diese Myrna Dunwell scheint bei den Reagans ja erst mal in guter Obhut zu sein. Und was den Tatort angeht, sollten wir den erst dann genau unter die Lupe nehmen, wenn unser Freund Richardson und sein Team hier eintreffen.«

»Und was sollen wir hier, John?«

»Ich möchte, dass wir uns einfach ein bisschen umsehen.«

Während ich das sagte, griff ich kurz zu dem Kreuz, das ich um den Hals trug, und Suko verstand. Wir stiegen aus.

»Diese Bucht scheint ideal zu sein, um mit einem Schiff anzulegen«, meinte Suko.

Ich nickte. »Ganz im Gegensatz zum Großteil der restlichen Küste, an der wir vorbeigefahren sind.«

Suko ließ den Blick schweifen. »Es könnte also wirklich so gewesen sein ...«, murmelte er.

»Was meinst du damit?«

»Ich stelle mir einfach nur vor, was damals – 1588 – passiert ist. Ein spanisches Schiff, das durch die raue See und die Stürme von der Flotte getrennt wird. Eine Flotte, die sich ohnehin aufgelöst hat. Man ist auf sich allein gestellt. Es gibt an Bord vielleicht schwere Beschädigungen durch die Schlacht, die im Ärmelkanal getobt hat. Wind und Wetter haben dem Schiff weiter zugesetzt. Vielleicht ahnt der Kapitän, dass er es nicht mehr bis zur spanischen Küste schaffen wird. Es kann sogar sein, dass er gar nicht mehr weiß, wo genau sich sein Schiff eigentlich befindet. Und dann sieht er diese Bucht und denkt: Hier könnte ich vor Anker gehen oder zumindest so weich auflaufen, dass die Besatzung das überlebt. Die Alternative wäre nur, an den schroffen, felsigen Steilküsten und Riffen zu zerschellen.«

»Aber an Land warten schon Strandpiraten auf ihre Beute«, vollendete ich Sukos Gedankengang. »Sie schlagen die Männer tot und nehmen sich ihren Teil.«

In diesem Moment ertönte aus dem Nebel heraus ein Geräusch. Es klang wie der Ton eines Horns aus sehr großer Entfernung.

Suko hatte es auch gehört und sah mich fragend an. Im dichten Nebel war nichts zu sehen. Nicht einmal ein Schatten.

»Vielleicht das Nebelhorn irgendeines Kutters«, meinte mein Kollege.

Aber dann sah ich ein Stück weiter an dem schmalen und für diese Gegend ziemlich einzigartigen Strand einen Mann, dessen äußeres Erscheinungsbild mich stark an den angeblichen Capitán Montoya alias Liam Cameron erinnerte.

»Heh, Sie!«, rief ich zu ihm hinüber.

Er schien mich nicht weiter zu beachten, aber falls es sich um Cameron handelte, wollte ich schon wissen, was er hier um diese Zeit zu suchen hatte.

Ich lief auf ihn zu. Suko folgte mir.

Als der Mann sich umdrehte, erkannte ich, dass es sich nicht um Cameron handelte. Eine Narbe, die quer über das Gesicht ging, verunstaltete ihn.

Er stieß einen wütenden Schrei aus, riss sein Schwert hervor und stürmte auf uns zu. Ich hielt ihm das Kreuz entgegen. Der Spanier stoppte keine fünf Schritte von mir entfernt.

Suko hatte indessen seine Beretta hervorgerissen.

Der Spanier starrte mich an. Er schien an Substanz zu verlieren. Noch während er auf mich zugestürmt war, hatte es so ausgesehen, als hätte er sich sehr stark verstofflicht. Es gab sogar Fußspuren im Sand. Jetzt aber wirkte er durchscheinend. Die ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne schimmerten durch ihn hindurch.

Ich fragte mich, ob das vielleicht etwas damit zu tun hatte, dass die Macht des Kreuzes ihre Wirkung auf ihn entfaltete.

Vielleicht hätten die Silberkugeln der Beretta dem Spanier schaden können, solange er so stark materialisiert war. Aber in dem transparent wirkenden Zustand, in dem er sich jetzt befand, konnte ich mir das kaum vorstellen. Ich vermutete vielmehr, dass die Projektile einfach durch ihn hindurchgingen.

Auch einige der bisherigen Opfer dieser geisterhaften Rächer hatten sich ja durchaus zur Wehr zu setzen versucht. Allerdings ohne Erfolg, was auch

nicht verwunderlich war, wenn der Angreifer keinerlei physisch fassbaren Widerstand entgegensetzte.

Ich trat auf den Spanier zu, das Kreuz immer noch erhoben. Der Spanier wich zurück. Er senkte das Schwert. »Wer bist du?«, fragte er mit dröhnender Stimme.

Irgendetwas an mir schien diesen Geist zu irritieren. Möglicherweise war es die Macht des Kreuzes, aber ich war mir nicht sicher.

In diesem Augenblick ertönte erneut ein Hornsignal aus dem Nebel. Der Spanier drehte sich um und lief auf das Meer zu. Seine Gestalt wurde dabei immer durchscheinender. Die letzten Schritte schien er beinahe über den feuchten Boden und die am Ufer auslaufenden Wellen zu schweben. Dann lief er über das Wasser.

Schon nach kurzer Zeit war er kaum noch zu erkennen. Er wirkte wie eine schwache, durchscheinende Projektion über dem Wasser, umwabert von Nebelschwaden. Schließlich war er mit dem Nebel vollkommen eins geworden. Ich starrte ihm noch einige Augenblicke nach und senkte schließlich das Kreuz. Es hatte sich inzwischen wieder abgekühlt.

»Also wenn du bislang noch daran gezweifelt haben solltest, ob das wirklich ein Fall für uns ist, dann dürften in dieser Hinsicht jetzt wohl alle Unklarheiten ausgeräumt sein«, hörte ich Suko.

»Es war auf jeden Fall ein Geistwesen«, stimmte ich zu. »Aber wir wissen einfach noch viel zu wenig über sie. Und wenn dieses Übel immer nur im Abstand vieler Jahrzehnte auftritt, dann nützt es uns gar nichts, eine dieser Geistkreaturen zu vernichten. Im Gegenteil. Wir wissen nicht, was für Folgen das hätte.«

»Du meinst, der Hass dieser Geister könnte noch gesteigert werden?«

»Zum Beispiel.«

»Und was hat dieser Spanier mit seiner Frage gemeint?«

»Du hast sie auch gehört?«

»Natürlich, John. Man konnte ihn verstehen, als ob er bestes English redet!«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, weshalb er mich gefragt hat, wer ich bin. Aber er schien mir aus irgendeinem Grund verwundert zu sein. Aber den Grund dafür bekommen wir noch heraus.«

»Na hoffentlich!«

»Wir müssen das Problem ein für alle mal lösen, Suko. Und wahrscheinlich haben wir dafür nicht mehr sehr viel Zeit.«

Suko nickte.

Aus den Unterlagen, die wir von Richardson bekommen hatten, war es genau zwei Wochen her, seit die Glocke der alten Kirchenruine zum ersten Mal seit langer Zeit angefangen hatte zu läuten. Und wenn die Legende stimmte, dass die Heimsuchung durch die Spanier danach einen Monat andauern würde, dann war das ungefähr der Zeitrahmen, in dem wir diese Gefahr möglichst dauerhaft bannen mussten.

Gelang uns das nicht, würden diese geisterhaften Mörder vielleicht erst wieder in Jahrzehnten auftauchen – und es würde sich auch erst dann wieder eine Chance ergeben, sie unschädlich zu machen.

Als wir die Farm der Familie Reagan erreichten, war Inspektor Richardson bereits dort. Ebenso die Kollegen der uniformierten Polizei und der Gerichtsmediziner.

Sie waren direkt aus Limerick hierhergefahren. Der Weg über Ballybunion und die Küstenstraße, die wir genommen hatten, wäre für sie ein Umweg gewesen.

Wir kamen gerade hinzu, als Myrna Dunwell von Inspektor Richardson befragt wurde. Sie berichtete mit stockender Stimme und sichtlich unter Schock stehend von den Ereignissen, die sich bei dem nahe gelegenen Cottage zugetragen hatten.

»Ich hätte niemals für möglich gehalten, dass es so etwas gibt«, sagte sie. »Das waren Wesen, die nicht von unserer Welt kamen ... Geister! Ich habe kein anderes Wort dafür, das auch nur annähernd treffend beschreiben würde, was uns da begegnet ist.«

»Sinclair und Suko kommen von einer Sonderabteilung bei Scotland Yard, die auf solche Fälle spezialisiert ist«, erklärte Richardson. »Und Sie können sicher sein, dass wir alles tun werden, um den Tod Ihres Mannes restlos aufzuklären.«

Myrna Dunwell wandte sich an uns. »Dann kann ich wenigstens davon ausgehen, dass Sie meine Aussagen ernst nehmen und mich nicht gleich in die nächste psychiatrische Anstalt überweisen?«

»Wir nehmen Ihre Aussagen sehr ernst«, versicherte ich. »Und wir gehen jedem Hinweis nach. Auch was Ihre Angaben angeht, könnte jede Kleinigkeit letztlich von Bedeutung sein.«

»Ich würde diese furchtbaren Bilder am liebsten aus meinem Kopf verbannen«, sagte Myrna Dunwell. Sie verbarg kurz das Gesicht hinter den Händen. Es war ihr deutlich anzumerken, dass sie gerade erst damit begonnen hatte, die entsetzlichen Dinge zu verarbeiten, die ihr und ihrem Mann zugestoßen waren. Als sie die Hände wieder vom Gesicht nahm, war ihr dezentes Make-up verwischt. »Es war immer der größte Wunsch meines Mannes, mal in das Land seiner Vorfahren zu reisen.«

»Seine Vorfahren stammten hier aus der Gegend?«

»Ja, aus Calmmeany – oder New Calmmeany, wie die Einheimischen dazu sagen, obwohl dieser Name auf keinem einzigen Orts- oder Hinweisschild so vermerkt ist.«

»Wissen Sie, wie lange es zurückliegt, dass die Vorfahren Ihres Mannes auswanderten?«, hakte ich nach.

»Ich weiß nur, dass es seine Großeltern waren. Genaueres weiß ich nicht. Ich glaube, der Grund dafür, dass er unbedingt hierher wollte, war, dass er darüber Näheres herausfinden wollte. Aber dazu wird es ja nun wohl nicht mehr kommen ...«

»Sie sagten, dass alles damit begann, dass die Glocke in der alten Kirche von Calmmeany schlug«, stellte ich fest.

Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und nickte. »Ja, das trifft zu«, bestätigte sie. »Und dann ertönte dieses Horn in der Ferne. Ich glaube, das ist es, was mich gerettet hat.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Weil diese Geister dann nicht mehr an mir interessiert waren. Irgendjemand schien sie mit diesem Hornsignal gerufen zu haben. Anders kann ich es nicht erklären.« Myrna Dunwells Blick wurde sehr nachdenklich und in sich gekehrt. »Das Hornsignal muss von diesem Schiff gekommen sein«, murmelte sie.

»Sie haben das Schiff gesehen?«, erkundigte ich mich.

»Mehr oder weniger«, schränkte Myrna Dunwell ein. »Eigentlich eher nur den Schatten. Aber der wiederum war ziemlich deutlich erkennbar.«

Während ich mich weiter mit Myrna Dunwell unterhielt, ohne aber wirklich noch etwas Neues zu erfahren, wandte sich Inspektor Richardson an Suko. »Unsere Küstenwache ist inzwischen alarmiert und geht verstärkt an diesem Küstenabschnitt auf Patrouille. Glauben Sie mir, wenn da draußen irgendetwas ist, was auch nur entfernte Ähnlichkeit mit einem

spanischen Segelschiff des sechzehnten Jahrhunderts hat, dann werden wir das finden.«

Ich war davon nicht ganz so überzeugt. Und das hatte nicht nur damit zu tun, dass Irland eine ungeheuer lange und sehr zerklüftete Küste hat, die darüber hinaus durch zahlreiche Buchten und Inseln recht unübersichtlich ist.

Inspektor Richardson sagte Myrna Dunwell zu, dass man sie nach Limerick bringen würde. Sie wollte einfach nur noch fort von hier, was ich gut nachvollziehen konnte.

Suko und ich sprachen auch noch mit der Familie Reagan, die sich im Wohnzimmer versammelt hatte. Großmutter Gwendolyn Reagan las aus der Bibel tröstende Psalmen. Und obwohl sie aus der englischen King James Bibel las, war ihre Aussprache so eigentümlich, dass ich kaum einen Satz verstand.

Ansonsten wohnte noch Gwendolyns Sohn Thomas mit seiner Frau Karen und der gemeinsamen Tochter Abigail auf der Farm. Alle jüngeren Leute aus dieser Familie, so erfuhr ich von Inspektor Richardson, hatten nach und nach die Gegend verlassen. Mit Flüchen aus der Vergangenheit hatte das wohl nicht so viel zu tun. Eher mit den besseren Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten in Dublin oder sogar im Vereinigten Königreich.

Gwendolyn Reagan hörte mit ihrer Lesung auf, als Suko und ich eingetreten waren.

Sie musterte uns von oben bis unten mit einem sehr strengen, durchdringenden Blick und klappte dann die Bibel zu. »Sie sind die beiden Männer von Scotland Yard, die sich mit Geistern und den Mächten des Bösen beschäftigen?«, fragte sie.

»Anscheinend hat sich das schon in der Gegend herumgesprochen«, gab ich zurück. »Mein Name ist John Sinclair, und dies ist mein Kollege Suko.«

»Ihr Aufenthalt hier in Calmmeany ist sinnlos«, sagte Gwendolyn Reagan. »Das denkst du doch auch, Thomas, oder?«

Ihr Sohn Thomas Reagan war Mitte bis Ende fünfzig. Sein Haar war sicherlich früher mal feuerrot gewesen. Jetzt war der Großteil davon nur noch grau. Lediglich ein paar rötliche Strähnen durchzogen seinen Haarschopf noch. »Ich weiß nicht, nun, wenn es einen Weg gibt, um uns alle ein für allemal von diesem Fluch zu befreien ...«

»Das ist unmöglich«, behauptete Gwendolyn Reagan. »Wir wissen doch alle, was mit Bruder Cordwain geschehen ist.«

»Vielleicht erzählen Sie mir, was Sie darüber wissen, sodass ich besser verstehen kann, warum es unmöglich sein soll, gegen diesen Fluch etwas zu unternehmen.«

»Mein ist die Rache, spricht der Herr«, sagte Gwendolyn Reagan, und ihre Stimme zitterte dabei leicht. »So steht es in der Heiligen Schrift. Gott allein kann uns die Schuld unserer Vorfahren vergeben. Niemand sonst. Und genauso kann nur Gott die armen Seelen von ihrem Fluch befreien, der sie dazu treibt, immer wieder an diesen Ort zurückzukehren, um Tod und Verderben mitzubringen.«

»Es ist unsere Aufgabe, diesem Schrecken ein Ende zu setzen«, erklärte ich entschlossen.

»Ich sage Ihnen, wenn Sie aus dieser Gegend nicht verschwinden, werden Sie mehr Unheil anrichten, als Sie verhindern können!«, ereiferte sich Gwendolyn Reagan jetzt.

»Mutter!«, versuchte ihr Sohn, sie zurechtzuweisen. »Diese Leute versuchen doch nur ihr Bestes.« Thomas Reagan wandte sich an mich und fuhr fort. »Sie meint es nicht so schroff, wie es sich anhört, Mister Sinclair.«

»Doch, ich meine jedes Wort so, wie es ich es gesagt habe!«, ergriff Gwendolyn Reagan erneut das Wort. »Und die Ursache dafür, dass Sie nur noch größeres Verderben über uns alle bringen können, ist ganz einfach: Leute wie Sie, die sich mit Geistern und den Mächten des Bösen befassen, glauben regelmäßig, dass sie diese Mächte nur mit noch mehr Magie bekämpfen können, so wie man Feuer mit Feuer bekämpft.«

»Was ist daran falsch?«, fragte ich.

»Alles, Mister Sinclair! Alles!« Gwendolyn Reagan schüttelte energisch den Kopf. »Nur der Herr kann uns erlösen. Aber wenn man versucht, Magie durch Magie zu bekämpfen, dann ist das so, als würde man eine Sünde durch eine andere Sünde tilgen wollen! Das kann nicht sein! In Ewigkeit Amen!«

»Amen«, fielen die anderen Familienmitglieder ein.

Es wurde mir langsam klar, dass ich von den Reagans wohl kaum noch irgendwelche konkreten Informationen erwarten konnte.

Suko versuchte es trotzdem noch einmal. »Wenn Sie noch irgendwelche sachdienlichen Hinweise zum genauen Hergang der Ereignisse machen

könnten ...«

»Keiner von uns wird dazu etwas sagen«, erklärte Gwendolyn, und aus ihrem Mund klang das wie ein unabänderliches Dogma. Niemand aus der Familie würde es wagen, sich dagegen aufzulehnen.

Ich warf Suko einen Blick zu und schüttelte leicht den Kopf.

»Vielleicht könnten Sie uns mehr zu den Ereignissen von 1801 sagen«, meinte mein Partner.

»Sie meinen die Geschichte von Bruder Cordwain, den Sie sich als warnendes Beispiel nehmen sollten?«

»Ja, genau.«

»Erinnern Sie mich nicht daran! Bruder Cordwains Magie schlug fehl. Und sie musste fehlschlagen, weil die Anwendung von Hexerei immer eine Sünde ist!«

In diesem Augenblick begann eine Glocke zu schlagen.

Sie hatte einen metallisch klingenden, sehr durchdringenden Ton. Im Wohnzimmer der Reagans zweifelte niemand daran, dass es sich um die Glocke im Turm der alten Kirche von Calmmeany handelte.

Suko und ich stürmten ins Freie. Wir sahen aus der Ferne den alten Turm der Kirche von Calmmeany als leicht schief im Feld dastehende dunkle Säule, die sich gegen das schimmernde Licht der Morgensonne abhob.

Thomas Reagan kam ebenfalls ins Freie. Außerdem standen da noch einige der Polizisten, die wie erstarrt wirkten.

»Wer, zum Teufel, macht sich da jetzt an der Glocke zu schaffen?«, fragte einer von ihnen.

»Das sind die Mächte des Bösen!«, rief Thomas Reagan.

»Wir sollten uns dort mal umsehen«, meinte Suko.

Wir stiegen in unseren Wagen. Dass das Fahrzeug geländegängig war, zahlte sich jetzt aus. So konnten wir den direkten Weg nehmen.

Als wir dort angekommen waren, sprühten Funken aus dem Glockenturm, und ein dumpfer Chor von murmelnden Stimmen vermischte sich mit den plötzlich sehr verzerrt und metallisch klingenden Glockenschlägen.

Ich nahm das Schwert des Salomo aus dem Kofferraum. Suko trug den Stab Buddhas und die Dämonenpeitsche unter seiner Jacke. Sicher war sicher.

Ein weiteres Fahrzeug näherte sich dem Turm.

Es handelte sich um Richardsons Wagen. Er quälte sich durch die feuchte, teilweise etwas sumpfige Wiese.

»Die haben uns jetzt gerade noch gefehlt«, meinte Suko.

Der Wagen hatte wenig später den Turm erreicht. Richardson und drei Polizisten stiegen aus.

»Was haben Sie vor, John?«, fragte der Inspektor. Er musste laut rufen, um die Glockenschläge und den Chor der dumpfen Stimmen zu übertönen.

»Das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Aber es ist auf jeden Fall besser, wenn Sie und Ihre Leute einen deutlichen Abstand zum Turm wahren.«

»Aber ...«

»Bitte! Vielleicht können wir etwas ausrichten, Sie und Ihre Leute allerdings ganz sicher nicht.«

Richardson schien etwas unschlüssig darüber zu sein, wie er sich jetzt zu entscheiden hatte. Schließlich nickte er energisch. »Also gut, John. Machen Sie, was Sie für richtig halten!«

Suko und ich betraten das Innere der Kirchenruine. Längst war es hell genug, sodass man sich selbst im Inneren des Gebäudes gut orientieren konnte. Das Dach des Hauptschiffs war nämlich ziemlich löchrig.

Der Glockenschlag und der Chor der Stimmen schwollen zu einem Klangteppich von geradezu unheimlicher Intensität an.

Im Kirchenschiff huschte eine Ratte über den Boden und verschwand irgendwo in den Schatten. Ich deutete nach oben. Suko verstand, was ich damit sagen wollte.

Wir mussten den Turm hinauf, um zu sehen, was sich da gerade im Glockenstuhl abspielte.

Ich ging voran. Das Schwert des Salomo hatte ich aus dem Futteral genommen. Das Silberkreuz um meinen Hals hatte sich deutlich erwärmt. Es war also vollkommen eindeutig, dass hier übernatürliche Kräfte am Werk waren. Ganz gleich, was wir dort oben im Glockenturm auch vorfanden, ich wollte dafür gerüstet sein.

Die Treppe, die den Turm hinaufführte, war lebensgefährlich. Es gab immer wieder Stellen, die sehr leicht zur Todesfalle werden konnten.

Als wir oben ankamen, sahen wie die Glocke heftig hin und her schwingen. Sie glühte förmlich auf. Funken sprühten mir entgegen. Der Chor der Stimmen bekam jetzt eine deutlich höhere Tonlage. Es klang fast

so, als würden sich die Seelen aus dem Jenseits darüber empören, dass wir es gewagt hatten, hier, an diesem denkwürdigen Ort zu erscheinen.

Die Glockenschläge waren so laut, dass jeder einzelne von ihnen fast unerträglich war.

Ich fühlte einen leichten Schwindel, und mir war flau im Magen.

Ein alter Mann in einer Mönchskutte trat aus dem Schatten. Das Haar war schlohweiß. Er hob zitternd die Hände und murmelte dabei Worte in einer Sprache, die mir vollkommen unbekannt war.

Eigenartigerweise drangen seine Worte allerdings mit einer ungewöhnlichen Klarheit und Deutlichkeit durch die ohrenbetäubende Geräuschkulisse hindurch. Sie dröhnten mir geradezu im Kopf, so als würden sie auf irgendeine magische Weise geradewegs in meine Gedanken dringen. Der Glockenschlag und der Chor der Stimmen klangen daraufhin noch verzerrter als zuvor.

Dann schoss plötzlich ein greller Blitz aus der Glocke heraus. Er fuhr in das Schwert, das ich in der Rechten trug. Die Klinge Salomos glühte in diesem Moment ebenso grell auf, wie die Glocke. Ich spürte, wie ein Strom von magischer Energie vom Schwert aus über meine Hände und Arme in meinen Körper gelangte. Ich zitterte wie unter einem starken elektrischen Schlag.

Ein rasender Schmerz durchfuhr mich. Für einen kurzen Moment konnte ich nicht einen einzigen klaren Gedanken fassen. Ich hatte das Gefühl, zu taumeln. Alles schien sich vor meinen Augen zu drehen. Formen und Farben meiner Umgebung flossen ineinander, sodass kein klarer Blick mehr möglich war.

Dann war alles vorbei und wie erstarrt. Die Zeit schien stehen geblieben zu sein. Die Glocke hatte mitten in ihrer Pendelbewegung innegehalten. Der Mönch, der so plötzlich aufgetaucht war, stand mit offenem Mund da und wirkte wie eine lebensechte Statue.

Ich selbst war ebenfalls unfähig, mich zu bewegen.

Die Blitze, die gerade noch das Schwert des Salomo entlanggeschnellt waren, waren verschwunden. Die Klinge glühte auch nicht mehr.

Dasselbe galt im Übrigen für die erstarrte Glocke.

Ich ahnte natürlich, was geschehen war. Suko hatte den Stab Buddhas eingesetzt. Offenbar war ihm das Wort »Topar« über die Lippen gegangen,

ohne dass ich davon in dem Lärm etwas mitbekommen hatte.

Fünf Sekunden lang konnte man mit dem Stab Buddhas die Zeit anhalten. Nur Suko konnte sich dann bewegen.

Jetzt spürte ich plötzlich, dass die Zeit offenbar wieder voranschritt. Die Glocke pendelte aus. Es folgten noch ein paar laute, ohrenbetäubende Schläge, aber weder glühte das Metall, noch wurden Funken versprüht. Auch der Chor der Stimmen war nicht mehr zu hören.

Der Zauber, der hier wirksam gewesen war, schien unterbrochen worden zu sein. Vielleicht lag es daran, dass der alte Mönch durch den Einsatz von Buddhas Stab daran gehindert worden war, seine Formel weiterzusprechen. Das Gesicht des Mönchs wirkte vollkommen entsetzt. Er hielt sich an einer der hölzernen Querstreben fest, die den Glockenstuhl stabilisierten, und atmete schwer.

Ich ging vorsichtig auf ihn zu und senkte das Schwert des Salomo.

»Wer sind Sie?«, fragte ich.

»Wen interessiert das?«, ächzte der Alte, dessen schwache Stimme jetzt kaum in der Lage war, die letzten, nach und nach immer leiser werdenden Glockenschläge zu übertönen. Die Magie, die seine magischen Worte in meine Gedanken förmlich hineingedröhnt hatte, war nicht mehr wirksam.

»Ich bin John Sinclair«, sagte ich. »Und mein Freund heißt Suko. Wir versuchen, diesem Spuk ein Ende zu setzen und dafür zu sorgen, dass das Morden aufhört.«

Der Mönch lächelte schwach.

»Da wären Sie nicht der Erste, Mister Sinclair!«, sagte er. »Und wenn es wirklich Ihr Ziel gewesen ist, das Grauen zu beenden, dann haben Sie einen großen Fehler begangen, indem Sie hier aufgetaucht sind!«

»Wie meinen Sie das?«

»Genau so, wie ich es sage! Sie können nur Schaden anrichten, weil Sie gar keine Ahnung von den Kräften haben, die hier am Werk sind.« Der Mönch atmete abermals tief durch.

Ich blieb zwei Schritte vor ihm stehen und stützte mich auf das Schwert des Salomo.

Suko blieb unterdessen ein Stück zurück.

Der Mönch musterte mich erst einmal eingehend von oben bis unten. Sein Blick blieb für einige Momente zuerst an dem Silberkreuz, dann an dem Schwert des Salomo haften. Eine tiefe Furche bildete sich auf seiner Stirn.

Sein Gesicht wirkte jetzt so hart und konturenreich, als wäre es ein von einem Steinmetz sehr grob gemeißeltes Relief.

»Sie sind mir immer noch Ihren Namen schuldig«, beharrte ich auf der Beantwortung meiner Frage. »Aber Sie können natürlich auch unseren Freunden von der Polizei aus Limerick darüber Auskunft geben, wenn Ihnen das lieber ist. Die sind nämlich ganz in der Nähe.«

»Ich weiß«, gab der Mönch zurück. Der Klöppel hatte inzwischen nicht mehr genug Schwung, um gegen die Glocke zu stoßen. Etwas ächzend und quietschend schwang die Glocke jetzt noch hin und her. »Ich habe gesehen, dass Inspektor Richardsons Leute in der Umgebung ausgeschwärmt sind. Ich habe ihm schon mehrfach dasselbe gesagt, was ich gerade auch Ihnen gesagt habe: Sie werden hier nichts ausrichten! Also versuchen Sie es gar nicht, sich mit Kräften anzulegen, von deren Natur Sie nichts verstehen.«

»Sind Sie zufällig Bruder Kelvin?«, fragte ich dann und näherte mich noch einen Schritt. »Der Mönch, der die Bibliothek von St. Brendan bewacht?«

Der Mönch wirkte überrascht. »Ja, der bin ich.«

»Ich brauche Ihre Hilfe, Bruder Kelvin.«

»Ach, wirklich?«

»Wir sollten zusammenarbeiten, um diesen Schrecken zu beenden.«

Der alte Mann atmete tief durch. »Wer weiß, vielleicht wären wir alle diesem Ziel schon ein wenig näher, wenn Sie hier nicht zu einem so ungünstigen Zeitpunkt aufgetaucht wären, um mir ins Handwerk zu pfuschen.«

»Suko und ich gehören einer Spezialabteilung von Scotland Yard an, die sich mit übernatürlichen Phänomenen befasst«, erklärte ich. »Also sind wir keineswegs ganz ahnungslos, was diese angeht.«

»Umso mehr sollte Ihnen klar sein, was für einen Schaden Sie anrichten. Und jetzt lassen Sie einen alten Mann vorbei! Die Nacht war lang genug.«

»Einen Moment, Bruder Kelvin! Sie werden uns schon noch ein paar Fragen beantworten müssen.«

Bruder Kelvin hob die Augenbrauen. »So? Muss ich das wirklich? Ich habe einfach keine Zeit für diesen Mist ...«

»Im Jahr 1801 hat schon einmal ein Mönch versucht, dem Schrecken dieser spanische Wiedergänger ein Ende zu setzen, und ist dabei kläglich gescheitert. Sein Name war Bruder Cordwain, aber ich nehme an, dass Sie das alles viel besser wissen als ich.«

Bruder Kelvins Augen wurden schmal. Er musterte mich und schien sogar etwas überrascht zu sein. »Anscheinend sind Sie ja doch nicht ganz ahnungslos«, murmelte er zwischen den Zähnen hindurch. Sein Mund bewegte sich dabei kaum. Die dünnen Lippen blieben ein beinahe vollkommen gerader Strich.

»Genau das versuche ich Ihnen ja gerade klarzumachen«, erklärte ich. »Diese Spanier sind nicht die ersten Geister, mit denen wir es zu tun haben. Wir haben einige Erfahrung darin, solche Jenseitsgeschöpfe zu bekämpfen oder zu bannen. Je nachdem, was gerade vonnöten ist.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg, Mister Sinclair.«

»Was hat Bruder Cordwain damals gegen das Böse zu unternehmen versucht?«

»Das ist nicht mehr wichtig.«

»Was auch immer es gewesen ist, es muss ihm furchtbar misslungen sein, denn anschließend haben die Geister einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung ausgerottet!«

»Ja«, murmelte Bruder Kelvin und stierte plötzlich nachdenklich vor sich hin. »Das Massaker von 1801 ... Jedes Kind kann Ihnen in dieser Gegend darüber Auskunft geben. Dazu brauchen Sie nicht mich.« Seine Augenbrauen zogen sich etwas zusammen. Er starrte auf das Silberkreuz, dass ich um den Hals trug. »Ein interessantes Artefakt haben Sie da, Mister Sinclair.« Dann drängelte er sich an mir und Suko vorbei, um die Turmtreppe hinabzusteigen. »Vielleicht besuchen Sie mich ja mal in St. Brendan«, sagte er schließlich, nachdem er schon ein paar Stufen hinter sich gebracht hatte. »Im Moment können wir ohnehin nichts tun.«

»Warum hast du ihn einfach gehen lassen, John?«, fragte Suko, nachdem Bruder Kelvin die Kirchenruine verlassen hatte.

Von draußen waren Gesprächsfetzen zu hören. Offenbar war er Inspektor Richardson und seinen Leuten in die Arme gelaufen.

»Wir werden ihn bei nächster Gelegenheit in seinem Kloster besuchen«, sagte ich. »Was auch immer der Grund dafür sein mag, aber im Moment scheint er einfach nicht mit uns reden zu wollen.«

»John! Er hat diese Geister gerufen!«

»Das glaube ich nicht.«

»Irgendetwas hat er mit dieser Glocke gemacht, und ich bin überzeugt davon, dass das etwas mit den Geisterangriffen in dieser Nacht zu tun hat.«

Ich steckte unterdessen das Schwert des Salomo wieder in das Futteral und hängte es mir über den Rücken. Dann begann ich, mich etwas umzusehen.

Was Suko gesagt hatte, entbehrte nicht einer gewissen Logik, und intuitiv hatte ich denselben Eindruck. Aber andererseits glaubte ich dem Mönch, dass er dem Schrecken ein Ende setzen wolle.

Mein Blick wanderte das Gemäuer entlang. Ich griff nach meiner Bleistiftlampe und ließ den Lichtkegel über das Mauerwerk fahren, als mir plötzlich ein paar Strukturen auffielen. Schließlich entdeckte ich eine Folge von Zeichen, die mit Holzkohle auf den Stein geschrieben worden waren.

»Sieh dir das hier mal an, Suko.«

»Wofür hältst du das, John?«

»Magische Zeichen. Und sie sind ziemlich frisch.«

Als ich mich weiter umsah, fand ich weitere dieser Zeichen. Manchmal waren sie in einer Reihe, in anderen Fällen in senkrechten Kolonnen angeordnet. Einige dieser Kolonnen waren schon so verblasst, dass man bei den meisten Symbolen die Form nur noch erraten konnte. Auch am Gebälk des Dachstuhls befanden sich solche Zeichen. Dort handelte es sich jedoch nur um einzelne Symbole, die für sich zu stehen schienen.

»Irgendwelche magischen Praktiken wurden hier durchgeführt«, stellte ich fest.

»Wahrscheinlich hat man immer wieder vergeblich versucht, die Geister zu vertreiben oder für immer zu bannen.«

»So wie Bruder Cordwain es versucht hat.«

»Ich könnte mir denken, dass dieser Bruder Kelvin auf der Basis von Bruder Cordwains Magie versucht, das Problem zu lösen, John.«

»Anscheinend ohne Erfolg.«

»Schlimmer noch, John. Er könnte die Geister damit unbewusst gerufen haben.«

»Ja, vielleicht.«

Im Moment konnten wir hier nichts weiter ausrichten, also stiegen nun auch wir die Turmtreppe wieder hinab.

Als wir die Kirche verließen, hörte ich, wie Inspektor Richardson auf Bruder Kelvin einredete. Der Inspektor gestikulierte dabei stark und machte schließlich eine abwinkende Handbewegung. Bruder Kelvin ging einfach

weiter, ohne Richardson weiter zu beachten. Von den Polizisten schien ihn niemand aufhalten zu wollen.

Als Richardson uns bemerkte, kam er uns entgegen.

»Was ist da drinnen passiert, John?«, fragte er mich. »Und vor allem: Was hatte dieser Spinner in der Kutte da zu suchen?«

»Haben Sie ihn nicht selbst gefragt?«

»Ich erwarte nicht, dass ich von so einem Faktotum wie Bruder Kelvin irgendeine auch nur halbwegs vernünftige Antwort bekomme, John!«

»Ja, er scheint nicht besonders auskunftsfreudig zu sein«, musste ich Richardson zustimmen. »Ich werde ihn später mal besuchen und der Sache auf den Grund gehen. Ich glaube nämlich, dass er mehr über all dies weiß.«

»Wenn Sie den Hokusfokus meinen, mit dem er die Wiedergänger bannen will, damit war er schon vor ein paar Jahren mal in der örtlichen Zeitung.«

»Das ist jetzt ein Witz!«, entfuhr es mir.

Richardson schüttelte den Kopf. »Nein, keineswegs. Er hat irgendwelche magischen Rituale an der Glocke und in der Kirchenruine durchgeführt und bekam deswegen Ärger mit der Amtskirche.«

»Inwiefern?«

»Es mag sich ja um eine Ruine handeln, aber es ist immer noch ein Gotteshaus. Und Eigentümer des Gebäudes und des Grund und Bodens, auf dem es steht, ist die Kirche. Aber dieser skurrile Exzentriker ist bei den Leuten hier relativ beliebt, und so hat man es nicht gewagt, weitere Schritte gegen ihn einzuleiten.«

»Dann versucht er offenbar schon seit Längerem, gegen den Fluch dieser Spanier etwas zu unternehmen«, stellte ich fest.

»Kann sein. Aber glauben Sie denn wirklich, dass dieses Problem mit Hilfe von Magie oder dergleichen zu lösen ist?«

Ich hob die Augenbrauen. »Wieso haben Sie mich denn zu Hilfe gerufen, wenn Sie diese Möglichkeit für sich persönlich schon von vornherein ausgeschlossen haben?«

Richardsons Hände verschwanden in den Taschen seiner Jacke. »Nun, die Antwort ist sehr einfach: Wir sind verzweifelt. Und ehrlich gesagt, ist es mir gleichgültig, welche Methoden Sie oder irgendjemand sonst anwenden. Hauptsache, Sie verstoßen nicht gegen irgendwelche Gesetze.«

»Keine Sorge!«

»Ach übrigens, gerade kam über Funk die Meldung herein, dass es noch zwei weitere Tote gegeben hat. Ein paar Meilen von hier entfernt. Und

außerdem hat ein Patrouillenschiff der Küstenwache ein Segelschiff gesichtet, dessen Beschreibung einer spanischen Galeone nahe kommt. Allerdings war dieses Schiff nicht auf dem Radar zu erkennen.«

»Wo ist das geschehen?«

»An der Küste bei Ballybunion.«

»Konnten die Kollegen der Küstenwache dieses Schiff verfolgen?«

»Nein, sie haben es ziemlich schnell aus den Augen verloren.«

Die *Herringbone* war ein Fischkutter, der jetzt mit vollen Netzen auf den kleinen Hafen von Ballybunion zuhielt. Die See war sehr ruhig. Eine Front aus dichtem Nebel stand wie eine graue Wand vor der *Herringbone*. Bei besserem Wetter hätte man jetzt die Küste längst sehen können. Nicht so an diesem diesigen, dunklen Tag.

Der Motor knatterte. Eamon O'Rory stand auf der kleinen Brücke der *Herringbone* am Ruder. Ihm gehörte der Kutter. Mehr schlecht als recht hatte ihn das Boot in den letzten Jahren ernährt, seit er es nach dem Tod seines Vaters übernommen hatte. Drei Mann hatte Eamon O'Rory angestellt, die ihm an Bord zur Hand gingen. Alles Männer aus Ballybunion und Calmmeany.

O'Rory stammte ebenfalls aus Ballybunion. Väterlicherseits war seine Familie seit Generationen dort ansässig. Die Seite seine Mutter hatte allerdings ihre Wurzeln in Calmmeany.

Hugh, einer der Männer, die O'Rory angestellt hatte, kam in diesem Augenblick auf die Brücke.

»Ganz schön nebelig«, meinte er und rieb sich die Hände, bevor er ergänzte: »Und kalt.«

»Sag den anderen, dass sie auf ein Schiff achten sollen, das hier herumkreuzt.«

»Was für ein Schiff?«

»Die Coast Guard hat vor zehn Minuten einen Funkspruch an alle Schiffe in der Umgebung abgesetzt. Man soll auf ein Segelschiff achten und ihm möglichst ausweichen.«

Hugh lachte rau. »Also eine Art Geisterschiff, könnte man sagen.« Er schüttelte energisch den Kopf. »Es wird immer schlimmer mit den Wassersportlern an dieser Küste! Und leichtsinniger werden die auch. Aber wer holt sie am Ende wieder aus dem Wasser?«

»Entweder die Coast Guard ...«

»... oder wir! Schließlich kann man ja nicht einfach jemanden in Seenot krepieren lassen, selbst wenn er sich selbst in diese Lage gebracht hat.«

O'Rory grinste kurz. Dann wurde sein Gesicht wieder ernst und er fuhr fort: »Ich will nur, dass ihr aufpasst. Eine Kollision und die anschließende Reparatur kann ich mir im Moment nicht leisten. Wir pfeifen sowieso auf dem letzten Loch.«

Ein großer dunkler Schatten tauchte in diesem Augenblick vor der *Herringbone* auf.

»Mein Gott!«, entfuhr es Hugh.

O'Rory stand mit offenem Mund am Ruder. Der Schatten hatte die Form eines Segelschiffs und kam direkt auf die *Herringbone* zu.

Von draußen waren die aufgeregten Stimmen von Brad und Ron zu hören, den beiden anderen Gehilfen an Bord. Eamon O'Rory betätigte das Nebelhorn und versuchte beizudrehen. Aber das dunkle Schiff war zu schnell heran. Es trat nun deutlich aus dem Nebel hervor. Sturmzerfetzte Segel hingen von den Rahen, ohne vom Wind bewegt zu werden. Eine unheimliche Kraft bewegte es scheinbar gegen alle Gesetze der Natur. Weder Strömung noch Windrichtung schienen es zu beeinflussen.

An manchen Stellen wirkte es durchscheinend. Es drehte sich zur Seite. Dass dieses Schiff schwer beschädigt war, war unübersehbar. Männer in den Rüstungen und Livrees spanischer Söldner tummelten sich an Bord. Schusswaffen wurden in Stellung gebracht und krachten wenig später los. Armbrustschützen zielten. Einer der Bolzen fuhr durch das Nebenfenster der Brücke und ließ das Glas splittern.

»Was sind das den für Verrückte?«, rief Hugh.

Draußen gingen Brad und Ron hinter der Reling in Deckung.

Nun wurden die Kanonen gezündet, die seitlich aus den Geschützluken des Seglers herausragten. Eine ganze Salve wurde auf die *Herringbone* gefeuert. Einige der schweren Bleigeschosse gingen daneben und ließen das Wasser aufspritzen.

Aber schon wenig später traf das erste Geschoss die *Herringbone*. Ein Ruck ging durch das Schiff. Hugh taumelte zu Boden. Von draußen war ein Schrei zu hören. Eamon O'Rory klammerte sich am Ruder fest.

Ein weiterer Treffer folgte, und nur Augenblicke später schlug ein drittes Geschoss in den Maschinentrakt ein. Vom Motor war nichts mehr zu hören. Die *Herringbone* dümpelte mit Schlagseite dem Segelschiff entgegen.

Von dort tönte nun ein rhythmischer Singsang herüber. »Muerte y venganza! Muerte y venganza!«

Einige der geisterhaften spanischen Söldner sprangen von Bord. Sie glitten herab und landeten auf der Wasseroberfläche, um dann auf die *Herringbone* zuzustreben. Ihre Füße schwebten dabei über die Wasseroberfläche und schienen sie nur ab und zu berühren.

Der erste Geistersöldner hatte schon wenige Augenblicke später die *Herringbone* erreicht. Scheinbar gewichtslos schwebte er an Bord. Er stürzte sich auf Brad und tötete ihn mit einer Folge wuchtiger Schwerthiebe. Eine grausig zerstückelte Leiche blieb zurück.

Weitere Spanier kamen an Bord. Und nun hatte auch das Segelschiff die *Herringbone* erreicht. Beide Schiffe gerieten gegeneinander. Erneut ging ein scharfer Ruck durch die *Herringbone*.

Die Tür zur Brücke wurde aufgerissen. Ein Spanier trat herein, das Schwert zum Schlag erhoben.

Eamon O'Rory griff nach der Signalpistole und schoss.

Das Geschoss ging, ohne auf irgendeinen Widerstand zu stoßen, durch den Körper des Spaniers hindurch und durchdrang im Anschluss auch noch zwei weitere Angreifer, die ebenfalls zur Brücke drängten.

Nur einen Sekundenbruchteil später sauste die Klinge des geisterhaften Angreifers nieder und spaltete Eamon O'Rory den Schädel. Der Spanier stieß dabei einen wüsten Kampfschrei aus. Mit einem weiteren Hieb tötete er auch Hugh. Immer wieder schlug der Spanier auf den blutigen, leblosen Körper ein, so als wäre es nicht genug, ihn einfach nur zu töten.

Dann erklang der durchdringende Ton eines Horns.

Der Spanier ließ von dem Toten ab.

Seine Gesichtszüge waren eine schrecklich verzerrte Maske des puren Hasses geworden – gezeichnet von einer verschorften Wunde, die quer über sein Gesicht ging. Diese Wunde war zuvor nicht so stark hervorgetreten. Jetzt war sie überdeutlich zu sehen. Und nicht nur das! Unter dem Schorf quoll jetzt Blut hervor. Mehrere Tropfen fielen zu Boden und bildeten dort sternförmige Flecken.

Der Spanier stieß einen kurzen Schrei des Entsetzens aus.

Dann ertönte ein weiteres Mal das Hornsignal.

»Vamos!«, sagte einer der anderen Söldner und fasste den Mann mit der blutenden Narbe dabei an der Schulter. Er versuchte es zumindest, denn

seine Hand wurde durchscheinend und schien völlig zu entmaterialisieren, während sie durch die Schulter seines Kameraden hindurchglitt.

Die Geistersöldner kehrten auf ihr Schiff zurück, das wenig später im grauen, undurchdringlichen Nebel verschwand.

Die *Herringbone* trieb unterdessen mit Schlagseite nach Osten, auf die Küste zu.

Wir sahen uns zunächst bei dem Cottage um, in dem Myrna und Graham Dunwell gewohnt hatten. Überall suchten Polizeibeamte nach Spuren. Der Gerichtsmediziner Dr. Reilly aus Limerick hatte sich höchstpersönlich herbemüht, um bei der Leiche von Graham Dunwell die Erstuntersuchung durchzuführen.

»Ich sehe, Sie sind inzwischen bei Ihren Ermittlungen auch noch keinen entscheidenden Schritt weitergekommen«, stellte Dr. Reilly nüchtern fest, als er uns begrüßte.

»Das ist leider wahr«, musste ich zugeben.

»Hatten Sie wenigstens schon Zeit, in die eingescannte Fassung der Schriften von Dr. James O'Donnell hineinzusehen?«

»Ich habe sie flüchtig überfliegen können.«

»Die Aufzeichnungen über das Geistermassaker von 1801 oder die Abhandlung über Geistermorde?«

»Das gilt für beides«, erklärte ich.

»Sie sollten sich damit noch auseinandersetzen.«

»Sie haben sich doch eingehend damit beschäftigt.«

»Das stimmt.«

»Wir haben Bruder Kelvin im Glockenturm der alten Kirchenruine angetroffen.«

»Den verrückten Mönch?«

»Ja. Er hat dort ein paar magische Manipulationen durchgeführt, wenn ich es richtig interpretiere, was dort geschehen ist. Wie die mit dem erneuten Auftauchen der Geister in Zusammenhang stehen, weiß ich nicht.«

»Dann fragen Sie ihn doch!«

»Er will nicht mit uns reden.«

»Das tut mir leid für Sie. Ich bin leider nicht der Richtige, um ihn umzustimmen.«

»Sie könnten es versuchen. Schließlich sind Sie jemand aus der Gegend und vielleicht ...«

Reilly machte eine abwinkende Handbewegung. »Ich hatte vor ein paar Jahren mit Bruder Kelvin zu tun. Sie wissen ja, dass ich mich für die Umstände des Calmmeany-Massakers von 1801 interessiere ...«

»Allerdings.«

»Ich dachte mir, dass es möglich sein müsste, in der Klosterbibliothek von St. Brendan noch Aufzeichnungen darüber zu finden, die über das hinausgehen, was James O'Donnell zu Papier gebracht hat. Schließlich bezieht er sich mehrfach auf Quellen, die ursprünglich aus St. Brendan stammen sollen. Aber leider war Bruder Kelvin alles andere als kooperativ.«

»Dann bin ich wenigstens nicht der Einzige, gegen den er etwas zu haben scheint«, meinte ich.

»Das hat mit Ihnen persönlich nichts zu tun, Mister Sinclair. Genauso wenig wie mit mir.«

»Was ist dann der Grund?«

»Bruder Kelvin glaubt, dass der eigentliche Grund für das damalige Massaker darin lag, dass die Geister sich für den fehlgeschlagenen Angriff gegen sie umso furchtbarer rächen wollten.«

»Das klingt für mich noch nicht einmal unlogisch«, meinte Suko.

»Nein, das ist es auch nicht«, gestand Dr. Reilly zu. »Vermutlich hat er sogar recht. Nur glaube ich, dass seine Schlussfolgerung vollkommen in die Irre geht.«

»Welche Schlussfolgerung meinen Sie?«, fragte ich.

Dr. Reilly hob die Augenbrauen. »Die Schlussfolgerung, dass jeder, der sich näher mit dem Fluch von Calmmeany beschäftigt, nur Unheil anrichten und die Situation verschlimmern kann.«

»Aber Bruder Kelvin versucht sich doch ganz offensichtlich selbst in der Anwendung von Magie.«

»Er scheint zu glauben, dass er das besser kann als damals Bruder Cordwain.«

»Versuchen Sie trotzdem, ihn zu überzeugen, Dr. Reilly«, verlangte ich.

Er atmete tief durch. »Na gut, ich will mein Bestes versuchen. Aber beklagen Sie sich nicht, wenn sich seine ablehnende Haltung durch meine Anwesenheit nur verstärkt!«

»Das Risiko gehen wir ein«, gab ich zurück.

St. Brendan war nur ein paar Minuten entfernt. Von dem Cottage aus, in dem die Dunwells gewohnt hatten, konnte man es sehen. Dr. Reilly folgte uns mit seinem Wagen.

Das Kloster bestand aus einem Haupt- und einem Nebengebäude, die von einer hüfthohen Mauer umgrenzt wurden. Das Tor zum Innenhof stand offen. Wir stellten den Wagen ab und stiegen aus.

Reilly ging voran. »Ich habe Sie gewarnt«, sagte er noch einmal.

Wir folgten dem Gerichtsmediziner zum Eingang des Hauptgebäudes. Dort klopfte er sehr energisch. Zunächst erfolgte keinerlei Reaktion.

Reilly versuchte es noch einmal. »Ich bin es – Dr. Reilly! Machen Sie auf, Bruder Kelvin. Wenn Sie sich hier verkriechen, nutzt das niemandem!«

Im Obergeschoss ging ein Fenster auf. Bruder Kelvin streckte seinen Kopf heraus. »Tun Sie uns allen einen Gefallen, und befassen Sie sich mit Dingen, von denen Sie auch etwas verstehen, Reilly!«

»Bruder Kelvin, ich ...«

»Dann können Sie auch weniger Schaden anrichten!«

»Und was ist mit dem Schaden, den Sie angerichtet haben?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden, Reilly!«

»Man sagte mir, Sie hätten in der alten Kirchenruine ein paar magische Experimente durchgeführt und sind dabei überrascht worden.«

»Was geht Sie oder irgendjemand anderen das an?«

»Diese beiden Gentlemen hier sind fest entschlossen, die Magie von Bruder Cordwain einzusetzen. Aber leider sind sie dabei auf die unvollständigen Aufzeichnungen eines gewissen James O'Donnell angewiesen, die ich in der Bibliothek des Trinity College aufgetrieben habe und über die ich mit Ihnen ja auch schon mal diskutieren wollte!«

Bruder Kelvin wirkte überrascht und erschrak sichtlich. Sein Gesicht wurde bleich. Er sah mich direkt an. »Ist das wahr?«, fragte er.

»Wenn es irgendwelche Dinge dabei zu beachten gibt, sollten Sie es jetzt sagen, Bruder Kelvin – oder es ist zu spät«, antwortete Dr. Reilly bevor ich auch nur die Lippen einen Millimeter geöffnet hatte, um dem alten Mönch zu antworten. »Es liegt ganz bei Ihnen!«

»Das werden Sie nicht wagen!«

»Wie gesagt, es liegt bei Ihnen, das Schlimmste zu verhindern!«

Bruder Kelvins Blick schien mich regelrecht zu durchbohren. »Ich habe Sie gewarnt! Sie sollten sich nicht mit Dingen befassen, von denen Sie

nichts verstehen! Denn dann werden Sie nur weiteres Unheil heraufbeschwören!«

»Ich werde auf jeden Fall nicht tatenlos zusehen, wie das Morden weitergeht«, erklärte ich und versuchte dabei, meiner Stimme den Tonfall unbedingter Entschlossenheit zu geben.

»Verflucht seien Sie! Verflucht seien all die Narren, die glauben, dass Sie sich da einmischen sollten! Verflucht die Wahnsinnigen, die mit Kräften spielen, die Sie nicht zu bändigen wissen!«

Mit diesen Worten wurde das Fenster geschlossen.

Reilly atmete tief durch. »Ich habe Ihnen ja gesagt, dass es schwierig werden wird«, stellt er fest. »Wie auch immer: Wir hatten unseren Moment. Und der hat leider das bestätigt, was ich Ihnen von Anfang an zu diesem Thema gesagt habe.«

Reilly wandte sich bereits zum Gehen. »Sie verschwenden hier Ihre Zeit.«

Wir waren Reilly bereits ein paar Schritte gefolgt, als sich die Tür des Haupthauses öffnete und der alte Mönch seinen Kopf durch den Türspalt steckte. »Kommen Sie herein, wenn Sie denn unbedingt meinen, meine Zeit stehlen zu müssen!«, rief er mit einer vergleichsweise durchdringenden Stimme. »Anders scheinen Sie ja nicht von Ihrem Irrwitz abzuhalten zu sein!«

Suko und ich sahen uns überrascht an.

»Damit hätte ich jetzt eigentlich nicht mehr gerechnet«, raunte mir mein Kollege zu.

Wir kehrten also zusammen mit Reilly zur Eingangstür des Haupthauses zurück. Bruder Kelvin hatte sie einfach offen gelassen und war bereits verschwunden. Reilly betrat als Erster das Haus.

»Wenn uns Bruder Kelvin seine Gastfreundschaft offeriert, dann sollten wir uns das nicht zweimal sagen lassen«, meinte er. »Zumal so etwas nicht allzu oft vorkommt.«

»Ich danke Ihnen, Doktor Reilly«, sagte ich leise an den Gerichtsmediziner gewandt. »Sie scheinen ja den richtigen Ton getroffen zu haben.«

Vor uns lag ein halbdunkler Flur. Dem folgten wir bis zum Ende. Die Wände waren kahl. Ein einzelnes Kreuz hing an der Wand.

Dann gelangten wir in einen Raum, dessen Wände von Regalen vollgestellt waren, in denen sich staubige Folianten drängten. Auf dem Boden lagen aufgeschlagene Bände, die in Schriften verfasst waren, die ich noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Die Fenster waren verhältnismäßig klein, sodass nur wenig Licht hereindrang.

»Sie sehen, dass ich mit intensiven Studien befasst bin«, sagte Bruder Kelvin.

»Was hat Bruder Cordwain damals, im Jahr 1801 genau unternommen?«, fragte ich den Mönch jetzt ganz direkt. »Und vor allem: Was ist dabei schiefgelaufen?«

»Wenn ich das so genau wüsste, dann wäre vieles einfacher«, sagte Bruder Kelvin. »Jedenfalls sollten Sie sich da ganz bestimmt nicht einmischen, sonst verschlimmern Sie die Lage nur noch!«

»Denken Sie nicht, dass man dem Spuk ein Ende bereiten sollte?«

»Es kommt immer auf den richtigen Zeitpunkt an«, erklärte Bruder Kelvin. »Bruder Cordwain glaubte, dass der Fluch durch ein Opferritual zu beenden sei. Jemand, der reinen Herzens sei und der nicht von den Menschen abstammte, die an der Plünderung der *Santa Imaculada* und der Ermordung ihrer Besatzung beteiligt waren, müsste sich opfern und mit den Spaniern an Bord ihres Schiffes gehen. Gleichzeitig wären an der Kirchenglocke, die ja aus den Kanonen des Schiffes geschmiedet wurde, einige magische Beschwörungen von Gehilfen durchzuführen. Beschwörungen, die bewirken sollen, dass die Geister vollständig Substanz gewinnen.«

»Sodass man sie bekämpfen könnte«, schloss Suko sofort.

Bruder Kelvin sah zu ihm hinüber. »Das wäre dann vielleicht gar nicht mehr nötig.«

»Inwiefern?«, hakte ich nach.

»Sobald sie vollkommen materialisieren, sterben sie. Sie altern innerhalb von Stunden, oder die Wunden, die sie bei der Plünderung durch die Bewohner von Calmmeany seinerzeit erlitten, brechen wieder auf und töten sie.«

»Wie kommt es, dass Bruder Cordwain dies so genau wusste?«, fragte ich.

»Ich bewahre hier alle Aufzeichnungen auf, die je über das Erscheinen dieser Geister angefertigt wurden. Nicht nur von Bruder Cordwain, sondern auch in den Jahrhunderten davor und danach.« Bruder Kelvin wandte sich

kurz an Dr. Reilly. »Der von Ihnen so sehr favorisierte James O'Donnell ist ein sehr oberflächlicher Sammler und Forscher gewesen, Doc.«

»Er war ein Arzt und sicherlich mehr Wissenschaftler als jeder andere, der sich mit dem Thema beschäftigt hat«, verteidigte Dr. Reilly seinen Berufskollegen, der vor mehr als zweihundert Jahren in der Gegend gewirkt hatte.

»Er war ein Wichtigtuer, der aus den Originalquellen nur das ausgesucht hat, was in seine abstrusen Theorien passte. Ihn haben immer nur Aussagen über Geistermorde im Allgemeinen interessiert, das Schicksal der Leute von Calmmeany war ihm vollkommen gleichgültig.« Bruder Kelvin wandte sich wieder Suko und mir zu. »Wenn die Geister der *Santa Imaculada* zurück auf ihr Schiff müssen, ertönt ein Horn«, fuhr er fort.

»Ja, das habe ich schon gehört.«

»Und manchmal ist es vorgekommen, dass einer von ihnen dieses Horn nicht beachtet hat. Dann hat man ihn sterbend gefunden. Ich habe mehrere Berichte darüber, die aus verschiedenen Jahrhunderten stammen. Und die lagen Bruder Cordwain ganz sicher auch vor, als er seine magische Methode im Kampf gegen die Spanier entwickelte. Er beschäftigte sich dazu eingehend mit den unterschiedlichsten okkulten Theorien und der Praxis der Schwarzen Magie, was ihm im Übrigen ebenso viel Ärger mit der Amtskirche einbrachte, wie es in meinem Fall geschehen ist.«

»Was könnte die Geister dazu bewogen haben, das Horn nicht zu beachten?«, fragte ich.

Bruder Kelvin zuckte mit den Schultern. »Das ist unklar. Möglicherweise waren sie so sehr in ihrem Bluttausch gefangen, dass sie es einfach nicht gehört haben – und dann war es schließlich zu spät. Ich persönlich neige jedoch zu einer anderen Theorie.«

»Und die lautet wie?«

»Ich glaube, dass die betreffenden Geister absichtlich das Horn ignoriert haben und nicht rechtzeitig zum Schiff zurückgekehrt sind.«

»Um erlöst zu werden?«

»Ja, das denke ich. Auch der größte Hass ist irgendwann erschöpft. Und Hass ist es zweifellos, was diese Wiedergänger über den Tod hinaus in ihrem Zwischenreich gefangen hält.«

»Ich habe noch eine Frage«, sagte ich. »Was ist über den Gehilfen bekannt, den Bruder Cordwain damals hatte?«

»Nichts. Er ist nirgendwo erwähnt worden. Aber für mich steht fest, dass er die Ursache dafür ist, dass Bruder Cordwains Mission damals scheiterte.«

»Wie meinen Sie das?«

»Er muss einen Fehler bei den Ritualen begangen haben, der dazu führte, dass der Zauber nicht wirkte. Bruder Cordwain war gewillt, sich zu opfern und mit den Spaniern auf das Schiff zu gehen. Der Fluch von Calmmeany wäre beendet gewesen. Aber irgendein Fehler bei den Ritualen an der Glocke hat das verhindert. Ich versuche seit Jahren, durch vorsichtige magische Experimente herauszufinden, worin dieser Fehler bestanden haben könnte. Und deswegen kann ich Sie nur beschwören, sich nicht einzumischen und sich von der Glocke in der alten Kirche fernzuhalten.«

»Bruder Kelvin, wir sollten zusammenarbeiten!«

»Und wie stellen Sie sich das vor?«

»Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie den Zauber von Bruder Cordwain noch einmal durchführen wollen – nur diesmal ohne Fehler?«

»Sprechen Sie weiter!«

»Sie werden jemanden brauchen, der ...«

»... sich opfert?«

»... oder die Geister bekämpft. Jemand, der keine Verwandtschaft in dieser Gegend hat und am besten Erfahrung in der Bekämpfung übernatürlicher Gefahren hat.«

»Also mit anderen Worten, jemand wie Sie, Sinclair«, mischte sich jetzt Dr. Reilly ein.

Ich nickte. »Darauf wollte ich hinaus. Aber nach meinen bisherigen Erkenntnissen bleibt uns dafür nicht mehr allzu viel Zeit. Auf das erste Läuten der Glocke in der Ruine folgt ein Monat des Tötens. Danach kann es sein, dass die Geister vielleicht für Jahrzehnte oder ein Jahrhundert nicht mehr erscheinen und es dann keine Möglichkeit gibt, einen erneuten Angriff auf die Menschen in Calmmeany und Umgebung zu verhindern.«

»Das mit dem Monat des Tötens ist eine Legende«, erklärte Bruder Kelvin. »Da bin ich mir sehr sicher. Ich habe die Aufzeichnungen über sämtliche Geisterangriffe der letzten Jahrhunderte wirklich eingehend studiert. Und da lässt sich beim besten Willen kein Zusammenhang erkennen. Sie kommen und gehen nach ihrem eigenen Gutdünken. Ich habe sogar den Verdacht, dass in der Zwischenwelt, in der sie existieren, so etwas

wie die Zeit entweder nicht vorhanden ist oder völlig anderen Gesetzmäßigkeiten unterliegt.«

Ich verstand, welche Konsequenz Bruder Kelvin aus dieser Erkenntnis zog. »Sie meinen also, dass wir uns Zeit lassen können.«

»So lange bis ich sicher bin, dass der Fehler aus dem Jahr 1801 nicht noch einmal geschehen kann, der auf irgendeine, unerklärliche Weise den Hass dieser Geister ins Unermessliche gesteigert hat.« Bruder Kelvin trat näher an mich heran. Der hagere Mönch stand leicht gebeugt da. Trotzdem war er fast so groß wie ich und sah mir geradewegs in die Augen. Seinem Blick wohnte eine eigentümliche, fast hypnotische Kraft inne.

»Sie werden den Zauber nicht allein durchführen können«, stellte ich fest.

»Oh doch! Ich werde keinen Gehilfen benötigen, wenn es so weit ist, denn anders als Bruder Cordwain werde ich dafür sorgen, dass die Geister zur Kirche kommen und mich dort als Opfer in Empfang nehmen ... Aber das wird noch etwas Zeit brauchen!«

»Sind Sie denn sicher, dass Sie nicht auch von den Strandpiraten abstammen, die die *Santa Imaculada* geplündert haben?«

»Vollkommen«, erklärte Bruder Kelvin. »Was diesen Punkt angeht, habe ich umfangreiche Nachforschungen angestellt, um das auszuschließen. Und nun möchte ich Sie alle bitten, zu gehen.« Sein Blick wanderte von einem zum anderen und blieb schließlich an Dr. Reilly haften. »Halten Sie sich aus der Sache raus! Das gilt für Sie alle! Der Schaden könnte unabsehbar sein.«

Uns blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung des Mönchs nachzukommen. Dr. Reilly hatte recht gehabt. Bruder Kelvin war zu keinerlei Zusammenarbeit bereit. Und aus seiner Sicht hatte er dafür gute Gründe.

Und trotzdem hatte uns der Besuch in St. Brendan etwas weitergebracht. Einige der Zusammenhänge, die Bruder Kelvin uns erläutert hatte, waren mir bis dahin noch nicht klar gewesen.

»Bedauerlich, dass er uns nicht einmal in seinen Dokumenten und Aufzeichnungen stöbern lässt«, meinte Suko, als wir ins Freie getreten waren.

»Lassen Sie sich von diesem alten Irren nichts einreden«, mischte sich Dr. Reilly ein. »Ich meine damit insbesondere, was er über die Aufzeichnungen und die Abhandlung von James O'Donnell gesagt hat!«

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich.

»Sie können davon ausgehen, dass alles, was Bruder Cordwain im Vorfeld des Massakers von 1801 getan hat, bei O'Donnell sorgfältig dargestellt ist. Bruder Kelvin wollte meines Erachtens nur verhindern, dass Sie versuchen, das Ritual von damals auf eigene Faust durchzuführen.«

»So lange wir nicht wissen, was damals falsch gelaufen ist, sollten wir das vielleicht auch besser bleiben lassen«, sagte Suko.

»Und einfach abwarten?«, fragte ich. »Untätig zusehen, wie das Morden weitergeht?« Ich schüttelte den Kopf. »Damit kann ich mich, ehrlich gesagt, auch nicht abfinden.«

Dr. Reillys Handy klingelte. Es war ein Anruf aus dem gerichtsmedizinischen Institut in Limerick.

»Ich muss los«, sagte er, nachdem er das Gespräch beendet hatte. »Wenn sich irgendetwas Neues ergeben sollte, melde ich mich bei Ihnen.«

»In Ordnung«, sagte ich.

»Ich glaube allerdings nicht, dass die Obduktion von Graham Dunwell etwas Sensationelles ergeben wird.«

Daran glaubte ich auch nicht.

Suko und ich fuhren schließlich zurück nach Ballybunion. Als wir dort ankamen, war am Hafen ein Menschauflauf. Ein Fischkutter war mit Schlagseite in den kleinen Hafen getrieben und hatte mehrere Yachten gegen den Bootssteg gedrückt. Die Schäden waren beträchtlich. Von den Leuten erfuhren wir, dass die Besatzung umgebracht worden war.

Die Polizisten vor Ort ließen uns erst an Bord, nachdem sie mit Inspektor Richardson gesprochen hatten.

Wir sahen uns um. Die Toten waren grausam zugerichtet, und im Schiffsrumpf waren große Löcher.

»Das könnten die Kanonen des Geisterschiffes gewesen sein«, meinte Suko. »Wenn die Treffer nicht so hoch über der Wasserlinie wären, wäre der Kutter wohl längst untergegangen.«

Ich nickte. »Hier können wir nichts mehr tun«, stellte ich fest.

»Sollen wir warten, bis Inspektor Richardson hier ist, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Wir sollten uns jetzt damit befassen, wie wir dem Spuk ein Ende bereiten können!«

Wir aßen in einem der Restaurants in Ballybunion ein Fischgericht und kehrten dann zur Pension von Margery Keogh zurück.

Dort machten wir uns daran, in den eingescannten Aufzeichnungen von James O'Donnell am Laptop zu stöbern. Die Scans hatten eine gute Qualität, was insbesondere bei den enthaltenen, offenbar von O'Donnell selbst angefertigten Grafiken von Bedeutung war.

Die Einzelheiten des Rituals, das Bruder Cordwain damals von seinem Gehilfen hatte durchführen lassen, waren exakt verzeichnet und sehr deutlich erklärt.

Mir fiel gleich auf, dass die dabei verwendeten magischen Zeichen demselben unbekannten magischen Zeichensatz entstammten wie jene Symbole, die ich im Inneren des Glockenturms entdeckt hatte. James O'Donnell beschrieb diese Symbole als Zeichen einer bisher unbekannten, präkeltischen Schrift. Es gab zu diesem Thema bislang kaum Forschungsarbeiten.

Sehr exakt war auch die Aussprache der magischen Formeln angegeben. Offenbar kam es darauf bei der Durchführung der Rituale auch an.

»Das Ganze hat zwar ein paar Tücken, aber ich verstehe, ehrlich gesagt, nicht, weshalb das bislang nicht längst einmal durchgeführt wurde«, sagte Suko.

»Offenbar hatte man Furcht davor, dass sich erneut so ein Desaster ereignet wie im Jahr 1801«, meinte ich.

»Was denkst du, sollten wir es einfach mal versuchen?«

»Du meinst, dass du die Glocke mit Formeln versiehst, die Spanier angelockt werden und ich mich ihnen dann als Opfer anbiete?«

»Na ja ...«

»Wenn sie genug Substanz gewinnen, kann man sie ja auch bekämpfen. Und eigentlich schwebt mir das eher vor, als mich diesen Wiedergängern als Opfer darzubieten.«

»Sofern diese Geister genug Substanz gewonnen haben, dürfte das kein Problem sein, John. Und nach einer gewissen Zeit dürften sie sogar von allein sterben.«

»Wenn wir keinen Fehler machen, Suko.«

»Du hast dir die Warnung von diesem Bruder Kelvin vielleicht etwas zu sehr zu Herzen genommen, John.«

»Tatsache ist, dass wir nicht wissen, welcher Fehler im Jahr 1801 begangen wurde«, gab ich zu bedenken. »Es kann irgendeine Kleinigkeit

sein, die am Ende dazu geführt hat, dass es zur Katastrophe kam.«

»Es ist ein Risiko, John. Aber sollen wir deswegen die Hände in den Schoß legen?«

»Natürlich nicht.«

Wir beschlossen, sämtliche Einzelheiten des Rituals noch einmal durchzugehen. Die magischen Zeichen mussten James O'Donnell zu Folge mit Kohle aufgezeichnet werden. Unsere Vermieterin konnte uns mit ein paar Stücken aushelfen.

»Ich frage mich ernsthaft, was Sie damit vorhaben«, sagte Margery Keogh. »Ich hoffe nicht, dass Sie die Kohlestücke für irgendwelche schwarzmagischen Rituale brauchen.«

»Wo denken Sie hin, Mrs. Keogh!«, erwiderte ich.

»Ich zähle einfach nur eins und eins zusammen.«

»Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Das tue ich aber! Es wird überall in Ballybunion von dem Fischkutter geredet, dessen Besatzung erschlagen wurde.«

Wir konnten Mrs. Keogh nur mit Mühe abwimmeln. Mehrere Stunden verbrachten wir noch mit dem eingehenden Studium von James O'Donnells Aufzeichnungen.

Suko versuchte, die uralten Formeln in einer uns unbekannten Sprache zu entziffern und entsprechend der Lautumschrift von James O'Donnell korrekt auszusprechen. Das allerdings stellte uns vor neue Probleme.

»Die Anweisungen zur Aussprache scheinen nicht immer ganz eindeutig zu sein«, stellte Suko fest. »Und das, John, wäre ganz sicher eine weitere Fehlerquelle!«

»Der Mann, der am meisten über diese Dinge weiß, wird uns wohl kaum helfen«, stellte ich ernüchtert fest.

Es war wohl sinnlos, in nächster Zeit einen zweiten Versuch zu unternehmen, Bruder Kelvin auf unsere Seite zu ziehen. Der einzige Mönch von St. Brendan schien einfach der Meinung zu sein, dass wir mehr Schaden anrichten als einen wirkungsvollen Beitrag zur Bekämpfung der Geistergefahr leisten konnten.

Es war bereits dunkel, als ich einen Anruf von Dr. Reilly bekam.

»Gibt es schon Obduktionsergebnisse von Graham Dunwell?«, fragte ich.

»Nein, die Obduktion habe ich zunächst verschoben.«

»Wieso?«

»Etwas anderes hat meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.«

»Und was?«

»Das Trinity College hat mir noch einen Satz weiterer eingescannter Schriften von James O'Donnell geschickt. Ich habe auch diese Dokumente an Sie weitergemailt.«

»Danke, Dr. Reilly.«

»Es handelt sich im Wesentlichen um Notizen, die in einem schlechten Zustand waren. Es war daher etwas aufwendiger, die Originale so zu scannen, dass sie gut lesbar bleiben.«

»Wir werden sie uns ansehen«, versprach ich.

»Ich habe das schon getan. Und ich denke, ich weiß jetzt, was der Grund dafür gewesen sein könnte, dass das Ritual damals schiefging.«

Es war schon sehr spät, als wir beim Kloster St. Brendan vorfuhren. Im Obergeschoss brannte noch Licht. Ich klopfte energisch gegen die Tür.

»Bruder Kelvin!«, rief ich.

In diesem Augenblick begann die Glocke der nahe gelegenen alten Kirchenruine von Calmmeany zu läuten.

»Offenbar kündigt sich ein weiterer Angriff der Geister an«, stellte Suko fest.

Ich klopfte noch einmal. Bruder Kelvin wollte uns scheinbar einfach ignorieren. Erst beim dritten Mal öffnete sich oben das Fenster.

»Der Herr möge Ihnen Ihre Aufdringlichkeit verzeihen!«, rief Bruder Kelvin zurück. »Ich dachte eigentlich, dass ich mich klar ausgedrückt hätte!«

»Hören Sie mich an«, sagte ich.

»Ich habe kein Interesse daran, mich jetzt mit Ihnen zu unterhalten.«

»Es wird in dieser Nacht einen weiteren Angriff der Geister geben, und es werden dabei vermutlich Menschen ums Leben kommen.«

»So wie viele Male zuvor auch.«

»Wir wissen inzwischen, was im Jahr 1801 geschehen ist und was damals der Fehler war.«

»Ach, wirklich?«

»Bruder Cordwain war der festen Überzeugung, dass er keine Vorfahren unter den Bewohnern von Calmmeany hatte. Aber das war ein Irrtum.«

»Sie reden Unsinn!«

»Der Beweis dafür schlummerte in den Aufzeichnungen von James O'Donnell, die in der Bibliothek des Trinity College in Dublin aufbewahrt wurden. Wir sind im Besitz der eingescannten Dokumente. Sie können sie sich gerne ansehen.«

Bruder Kelvin schloss das Fenster und verschwand.

»Na, ob deine Art der Diplomatie in diesem Fall wirklich so ganz das Richtige gewesen ist, John ...«

»Wieso, was habe ich denn verkehrt gemacht?«

»Jedenfalls scheint es so, als wäre Bruder Kelvin jetzt erst recht nicht mehr bereit, mit uns auch nur zu reden.«

Suko hatte den Laptop unter dem Arm, mit dessen Hilfe wir Bruder Kelvin eigentlich die Dokumente präsentieren wollten.

Wir warteten.

Zwei, drei volle Minuten verstrichen. Dann klopfte ich noch einmal. »Seien Sie doch vernünftig, Bruder Kelvin! Wir brauchen Ihre Hilfe! Die Alternative wäre nur, dass wir Bruder Cordwains Ritual in eigener Regie durchführen. Aber was geschehen könnte, wenn wir dabei auch nur den kleinsten Fehler machen, wissen Sie ja wohl am besten!«

Ein Geräusch war nun auf der anderen Seite der Tür zu hören.

Ein Riegel wurde zurückgeschoben, ein Schlüssel herumgedreht, und wenig später öffnete sich die Tür des Hauptgebäudes von St. Brendan mit einem knarrenden Geräusch.

Bruder Kelvins hagere, leicht gebeugt wirkende Gestalt stand vor uns.

»Sie sind wirklich sehr aufdringlich«, stellte er fest.

»Ich ...«

»Dass Bruder Cordwain Verwandte aus der Gegend hatte, ist vollkommen ausgeschlossen«, schnitt er mir grob das Wort ab. »Cordwain war der Sohn einer Nonne. Er wurde im Kloster geboren und erzogen. Und diese Nonne hieß Jeanne de Mareilly und stammte aus Frankreich.« Er atmete tief durch. »Sie haben wirklich geglaubt, ich hätte das nicht genauestens überprüft? Sie Narr! Sie beide kommen hierher und denken, Sie könnten uns alle von einem Unheil befreien, das schon über viele Generationen hinweg existiert! Und das auch noch im Handumdrehen! Ich arbeite fast mein ganzes Leben daran, diesen Fluch zu bekämpfen. Und wenn es einen schnellen und einfachen Weg gäbe, so können Sie mir getrost glauben, dass ich ihn längst beschritten hätte.«

»Wissen Sie auch etwas über Bruder Cordwains Vater?«, fragte ich.

»Es soll sich um einen kirchlichen Würdenträger handeln, der aus Rom gesandt worden war. Es herrschten damals andere Verhältnisse, und ich muss leider gestehen, dass vieles von dem, was das sich damals ereignet hat, ganz und gar nicht den Grundsätzen unserer heiligen Kirche entsprach.«

»Bruder Cordwains Mutter hat alle glauben lassen, dass dieser Mann aus Rom der Vater des kleinen Cordwain war. Vielleicht deshalb, weil sie glaubte, dass dann am besten für seine Zukunft gesorgt wäre. Schließlich ist sie ja kurz nach der Geburt verstorben.«

Bruder Kelvin runzelte die Stirn. »Und was ist Ihrer Meinung nach die Wahrheit?«

»Dr. James O'Donnell hat bei Bruder Cordwain einmal eine Verletzung am Fuß behandelt. Dabei ist dem Arzt eine Missbildung der Zehen aufgefallen, von der ihm als einzigem Arzt in dieser Gegend bekannt war, dass sie hier stark verbreitet ist. Dem hat O'Donnell zunächst keine weitere Bedeutung zugemessen. Erst nach den Ereignissen von 1801 hat er weitere Nachforschungen angestellt und insbesondere Bruder Cordwains Herkunft näher zu beleuchten versucht. Er hat den wahren Vater des Jungen schließlich gefunden. Man hatte ihn in einem Kloster aufgezogen, und er war später selbst Mönch in St. Brendan geworden.«

»Nein ...«, flüsterte Bruder Kelvin.

»Es war ein Mann hier aus der Gegend. Ein Bauernbursche aus Calmmeany.«

»Das ist ...« Bruder Kelvin sprach nicht weiter. Er war kreidebleich.

»Wollen Sie die Beweise sehen, Bruder Kelvin?«

In diesem Augenblick schlug die Glocke der alten Kirche zum letzten Mal. Die Zeit des Tötens würde von Neuem beginnen. Niemandem wusste besser, was das zu bedeuten hatte, als Bruder Kelvin.

»Kommen Sie herein«, sagte er. »Wenn es der Wahrheit entspricht, was Sie sagen, dann verändert das alles.«

Ungefähr eine Stunde später fanden Suko und ich uns am Strand der Bucht von Calmmeany ein. Genau dort, wo wohl im Jahr 1588 die *Santa Imaculada* gestrandet war. Ich trug das Schwert des Salomo bei mir.

Bruder Kelvin hatte den Beweisen, die wir ihm gezeigt hatten, nur kurz Beachtung geschenkt. Dem Mönch von St. Brendan war klar geworden,

dass unsere Version der Ereignisse von 1801 stimmig war und dadurch einiges erklärt werden konnte, was bisher trotz aller Anstrengungen rätselhaft geblieben war.

Ich war mir sicher, dass Bruder Kelvin in diesen Momenten auch die Tragweite seiner eigenen Fehleinschätzung erkannt hatte, was den Wert von Dr. James O'Donnells Aufzeichnungen betraf. Aber dieser Fehler war im Nachhinein eben einfach nicht wiedergutzumachen, so sehr Bruder Kelvin sich das vielleicht inzwischen auch gewünscht hätte.

Die Glocke der alten Kirchenruine erklang jetzt. Die Blutglocke, die das Unheil ankündigte.

Bruder Kelvin hatte offenbar mit dem Ritual begonnen, das im Jahr 1801 Bruder Cordwain von seinem Gehilfen hatte durchführen lassen.

»Jetzt wird es Ernst«, stellte Suko fest.

Nebel hing tief über der Bucht von Calmmeany. Und etwas Dunkles, Großes hob sich als unklarer Schattenriss dahinter ab.

Ich nahm das Schwert des Salomo aus dem Futteral, das ich auf dem Rücken trug, und stützte mich auf die Klinge. Bruder Kelvin hatte uns ein paar Anweisungen mit auf den Weg gegeben, an die wir uns nach Möglichkeit unbedingt halten sollten.

»Es ist wichtig, dass Sie den Spaniern anbieten, mit auf ihr Schiff zu kommen und mit Ihnen durch die Ewigkeit zu ziehen«, hatte ich die Worte des Mönchs noch im Ohr. »Keine Sorge, sie werden Sie verstehen, auch wenn Sie kein Spanisch sprechen. Es ist die Botschaft der puren Gedanken, die sich überträgt. Also sprechen Sie einfach, wie Sie denken.«

Genau das hatten Suko und ich uns vorgenommen.

Ab und zu, so hatte uns Bruder Kelvin erklärt, fanden ein paar dieser Geister aus unerklärlichen Gründen ihr Ende. Sie materialisierten vollständig und starben dann unter Umständen an ihren eigenen Wunden, die sie vor unvorstellbar langer Zeit davongetragen hatten.

Und so herrschte bei den anderen die Furcht, eines Tages allein auf dem Geisterschiff fortbestehen zu müssen, erfüllt vom Hass auf die Bewohner von Calmmeany und von einem unbändigen Drang zu töten getrieben.

Insofern, so hatte uns Bruder Kelvin versichert, wären die Geister der *Santa Imaculada* durchaus daran interessiert, neue Kampfgefährten an Bord zu nehmen, die sie auf ihrem Weg durch die Ewigkeiten begleiteten.

Vorausgesetzt natürlich, sie hatten wirklich keine Vorfahren unter den Bewohnern von Calmmeany, so wie es bei Bruder Cordwain unwissentlich

der Fall gewesen war.

Das Schiff schälte sich nun deutlicher aus dem Nebel heraus. Es kam sehr nahe ans Ufer und blieb dann mit einem Ruck stehen. Dann drehte es sich etwas zur Seite. Die Segel bewegten sich dadurch etwas und pendelten hin und her.

Als ob die *Santa Imaculada* auf Grund gelaufen war!

Genau so hatte sie vielleicht an jenem Unglückstag im Jahr 1588 in der Bucht gelegen, an dem sie durch die Leute von Calmmeany geplündert worden war.

Stimmen drangen zu uns herüber. Wilde, martialische Rufe und grimmiger Hass, der sich in Kampfgeheul entlud. »Muerte y venganza!«, schallte es hier und da herüber.

Die ersten Boote wurden zu Wasser gelassen. Gleichzeitig stiegen Dutzende von Söldnern an den Schiffswandungen herab, manche benutzten Seile und Strickleitern, andere schienen zu schweben. Und wieder andere fielen einfach ins Wasser. Anders als die meisten von ihnen gingen sie nicht scheinbar gewichtslos über die Wasseroberfläche, sondern versanken bis zur Hüfte oder den Knien im niedrigen Wasser der Uferzone.

Vielleicht waren sie schon zu sehr materialisiert, um ihre geisterhaften Eigenschaften beizubehalten. Ich hoffte, dass dies bereits eine Wirkung des Rituals war, das Bruder Kelvin zurzeit in der Kirchenruine durchführte.

Die eingesunkenen Spanier schienen selbst erschrocken darüber zu sein, wateten dann aber entweder zum Ufer oder ließen sich von ihren Kameraden aus dem Wasser heben. Manchen gelang es daraufhin wieder, über der Wasseroberfläche zu schweben.

Die ersten Spanier erreichten das Ufer. Auch einige der Boote landeten an. Aber diejenigen, die von Bord sprangen, platschten mit den Stiefeln ins Wasser und hinterließen Fußspuren, als sie uns entgegenkamen.

Ihre Verwunderung drang geradewegs in meine Gedanken. Sie war so deutlich zu spüren, dass ich nun keinen Zweifel mehr hatte, dass Bruder Kelvins Zauber zu wirken begonnen hatte.

Die Wiedergänger materialisierten.

Und vielleicht war das der Anfang ihres Endes.

Die ersten Spanier kamen auf uns zu. Ihr offensichtlicher Anführer hatte eine Narbe, die sich mit mitten durch sein Gesicht zog und wie frisch verschorft aussah.

Die Söldner umringten uns. Armbrüste und Schusswaffen waren auf uns gerichtet.

»Wir bieten uns als Opfer an«, sagte ich. »Wir begleiten euch auf eurer Fahrt der verlorenen Seelen, wenn ihr die Leute von Calmmeany verschont!«

Ich hoffte, dass er meine Gedanken wahrnahm. Ich glaubte nämlich nicht, dass er der englischen Sprache mächtig war.

Der Narbige zog sein Schwert und richtete es auf mich.

»Du und dein Begleiter«, sagte er dann auf Spanisch, während ich seine Gedanken dröhnend in meinem Kopf spürte. Sie hatten eine beinahe schmerzhaft intensive Intensität. »Tod und Rache auch über euch ... Die Schuld ist nie zu Ende!«

»Wir stammen nicht von den Leuten aus Calmmeany ab«, erklärte ich.

»Dann lass es mich prüfen.«

»Wie soll das geschehen?«

»Der Geist erkennt das Blut«, sagte der Narbige rätselhaft.

Er kam auf mich zu. Als er nur noch einen halben Schritt entfernt war, steckte er ein Schwert neben das Schwert des Salomo in den feuchten Untergrund. Es sank fast zwei Handbreit ein und blieb dann stecken. Er ließ den Griff des Schwertes los. Die Klinge schwang leicht hin und her.

Dann streckte der Spanier die Hand aus. Sie berührte meine Schulter, wurde dabei transparent und sank in meinen Körper ein. Blitze zuckten dabei hervor.

Ein Schmerz durchfuhr mich, als ob mich ein elektrischer Schlag getroffen hätte. Die Blitze krochen den Arm des Spaniers entlang und fuhren ihm von dort aus in die Augen.

»Du sprichst die Wahrheit«, stellte er fest. Er zog die Hand zurück und wandte sich Suko zu. Auch ihn überprüfte er auf dieselbe Weise. Dann wandte er sich an die anderen Wiedergänger. »Sie kommen mit uns!«, rief er.

Ein Chor wilder Rufe schallte Suko und mir entgegen.

»Sie kämpfen mit uns!«, rief der Anführer der Geister von der *Santa Imaculada*. »Und sie töten mit uns!« Er wandte sich an Suko und mich. »Für diese Nacht werden wir Calmmeany verschonen. Für diese Nacht und diese Generation. Und dann werdet ihr mit uns zurückkehren und unser Hass wird dann der eure sein, denn ihr werdet erfahren haben, was es

bedeutet, eine untote Seele zu sein.« Ein lautes Geheul erhob sich unter den spanischen Wiedergängern.

Der Narbige musterte mich. Aus irgendeinem Grund fixierte mich sein Blick. Für einen Moment leuchteten dabei seine Augen grell auf. Und dann begriff ich, was ihn irritierte.

Mein Silberkreuz.

»Was ist das?«, fragte er.

»Nichts weiter als ein Kreuz«, sagte ich.

Der Söldner mit der Narbe streckte die Hand aus, um es zu berühren. Aber dazu kam es nicht. Seine Hand war noch einige Zentimeter von dem Silberkreuz um meinen Hals entfernt, als plötzlich Blitze aus seinen Fingerspitzen herausschossen. Sie trafen das Kreuz, das bis jetzt keinerlei Aktivität offenbart hatte.

Der Söldner mit der Narbe schrie auf und zuckte zurück. Er taumelte, hielt sich dann aber doch auf den Beinen. Die Blitze tanzten noch ein paar Augenblicke um seine Finger. Seine Narbe hatte angefangen zu bluten. Rot rann es ihm das Gesicht herunter und tropfte auf seine Hand.

»Madre de Dios! Das ist kein gewöhnliches Kreuz!«, entfuhr es ihm. Er streckte die Rechte aus, und das Schwert, das er zuvor in den Boden gerammt hatte, flog ihm in die Hand. Die letzten kleinen Blitze tanzten die Klinge entlang und verebten schließlich dort.

»Jetzt dürfte es brenzlich werden«, raunte Suko mir zu. Er holte seine Beretta und die Dämonenpeitsche hervor.

Ich nahm Salomos Schwert wieder an mich und umfasste mit beiden Händen den Griff der Waffe. Suko hatte vollkommen recht. Die Tatsache, dass der Söldner mit der Narbe versucht hatte, das Silberkreuz zu berühren, und es dabei offenbar zu einer gleichmaßen heftigen wie unerwarteten magischen Reaktion gekommen war, veränderte die gesamte Situation, und ich hatte keinen Zweifel, dass ich schon in Kürze auf die Hilfe meines Kreuzes angewiesen sein würde.

Eine Arkebuse krachte. Die Kugel flog dicht an mir vorbei ins Nichts. Gleichzeitig stürzte sich der Söldner mit der Narbe auf mich. Er schwang sein Schwert mit einer wuchtigen Bewegung durch die Luft.

Ich war bereit, ihm mit der Klinge Salomos Paroli zu bieten. Ich riss das Schwert hoch und fing den furchtbaren Schlag meines Gegners ab. Die

Hände schmerzten, als die beiden Schwerter aufeinanderprallten. Funken sprühten.

Ein zweiter Angreifer stürmte heran. Suko feuerte seine Beretta ab. Zweimal. Der Angreifer stoppte. Seine Arme und Beine wirkten körperlich sehr präsent, während sein Rumpf plötzlich durchscheinend geworden war. Die Silberkugeln gingen daher durch ihn hindurch – allerdings nicht, ohne doch eine gewisse Wirkung zu hinterlassen.

Der Angreifer brüllte auf, und auch einer der hinter ihm stehenden Söldner, der gerade eine Armbrust angelegt hatte, wurde von den Silberkugeln noch in Mitleidenschaft gezogen.

Vernichtet wurden beide jedoch nicht.

Suko nutzte die Sekunde der Verwirrung und setzte die Dämonenpeitsche ein. Mit dem röhrenartigen Stab in der Linken beschrieb er eine kreisende Bewegung. Die flirrend leuchtenden Riemen kamen hervor, deren besondere Eigenschaften darauf zurückgingen, dass sie aus der Haut des Dämons Nyrana, dem Herrn der roten Hölle, gefertigt worden waren.

Im nächsten Moment schlangen sich diese Riemen um den Hals und die Handgelenke des Angreifers. Sein Rumpf materialisierte daraufhin wieder. Suko feuerte noch eine Silberkugel hinterher, die diesmal sehr viel wirkungsvoller war.

Ein schriller Schrei entfuhr dem Söldner. Innerhalb eines Augenaufschlags fiel ihm das Fleisch von den Knochen und verwandelte sich in Staub. Noch ehe das Skelett selbst in sich zusammengesunken war, löste es sich auch in Staub auf.

Unterdessen musste ich mich einer Folge von schnellen Schlägen erwehren. Der Söldner mit der Narbe führte seine Klinge mit einer Leichtigkeit, die nur durch seine übernatürlichen Geisterkräfte erklärlich war. Dann gelang mir ein Gegenstoß.

Das Schwert des Salomo stieß durch den Körper des Narbigen, der daraufhin transparent wurde. Er lachte. Ein Lachen, das aber sofort erstarb, als er bemerkte, dass seine Narbe nun sehr stark blutete und sich in eine klaffende Wunde verwandelte. Ich griff nach meinem Silberkreuz und hielt es ihm entgegen.

Der Narbige schrie auf. Mit dem Schwert schlug er nach mir. Die Klinge fuhr durch meinen Arm, allerdings war sie so transparent geworden, dass sie mir durch Knochen und Fleisch fuhr, ohne dabei eine Verletzung zu

hinterlassen. Ich spürte nur einen furchtbaren Schmerz, der mir bis in die Schulter und von dort aus in den gesamten Körper fuhr.

Taumelnd wich der Narbige zurück.

Und dann zerfiel er vor meinen Augen zu Staub.

Genau in diesem Augenblick leuchtete eine grelle Lichterscheinung bei der Kirchenruine auf. Auch die Wiedergänger bemerkten diese Erscheinung. Sie musste mit dem Ritual in Zusammenhang stehen, das Bruder Kelvin dort durchführte. Ein Flor aus gleißender Helligkeit umgab nun den Turm. Gleichzeitig erhob sich ein Chor unzähliger Stimmen. Er dröhnte mir fast unerträglich im Kopf. Angstvoll und hasserfüllt waren die Stimmen.

Die Angreifer, die uns gerade noch umringt hatten, wichen zurück. Ihre finstere Entschlossenheit, uns zu töten, schien Verirrung und Furcht gewichen zu sein. Die Blutglocke schlug unaufhörlich und immer schneller. Einer der Söldner stieß mit seiner Hellebarde nach mir.

Ich wehrte den Schlag mit dem Schwert des Salomo ab und hob das Kreuz. Der Söldner hatte unterdessen aus einem Dutzend kleiner Wunden zu bluten begonnen, schrie auf und zerfiel dann zu Staub. Nur ein Harnisch, der Helm und die Hellebarde blieben auf dem Boden liegen, zusammen mit ein paar halb verrotteten Kleidungsstücken, die im nächsten Moment von einer sanften Welle überspült wurden.

Reihenweise sanken jetzt die Wiedergänger zu Boden. Und diejenigen, die sich noch auf den Beinen hielten, sanken in den feuchten Untergrund ein. Ihre Füße wurden knöcheltief vom Wasser umspült.

Auch diejenigen, die über das Wasser zurück zum Schiff zu laufen versuchten, versanken einfach und waren bereits wenige Augenblicke später zerfallen. Bei anderen dauerte dieser Prozess länger, sodass man hier und da noch ein Kleidungsstück auf dem Wasser schwimmen sah.

Der Ton eines Horns erklang nun und durchdrang den ohrenbetäubenden Lärm. Die meisten der Wiedergänger versuchten mittlerweile, zum Schiff zurückzukehren. Aber viele schafften es nicht mal zu den Booten, sondern starben bereits zuvor an den Wunden, die ihnen vor vielen Jahrhunderten geschlagen worden waren.

Das Leuchten, das den Kirchturm umflorte, wurde immer heller und für ein paar Augenblicke dermaßen grell, dass Suko und ich nichts mehr sehen

konnten, so sehr wurden wir geblendet.

Dann war es vorbei.

Das Licht um den Kirchturm war nicht mehr zu sehen. Die Blutglocke war verstummt, und von den spanischen Söldnern war nur noch hier und da eine Waffe, ein Rüstungsteil oder ein bleicher Totenschädel geblieben.

Drei der Boote, mit denen ein Teil der Söldner zum Schiff hatte zurückkehren wollen, dümpelten im flachen Wasser des Uferbereichs dahin. Es war niemand mehr an Bord.

Ein viertes Beiboot lag noch an Land. Die Wiedergänger hatten es nicht mehr geschafft, die Barkasse erneut ins Wasser zu schieben. Die Überreste ihrer zu Asche zerfallenen Körper wurden bereits vom Wasser davongespült.

Für einige Augenblicke herrschte eine Stille, die mir in diesem Moment beinahe unheimlich vorkam. Nur das Rauschen des Meeres war zu hören.

Die auf Grund gelaufene *Santa Imaculada* lag noch immer da. Ein leichter Wind kam jetzt vom Meer her auf und verwirbelte die über das Wasser wabernden Nebelschwaden. Auch die Segel der *Santa Imaculada* wurden dadurch jetzt bewegt, was für mich ein Zeichen dafür war, wie sehr das Schiff inzwischen in unserer Welt materialisiert war.

»Das Ritual, die Macht des Silberkreuzes und die Tatsache, dass die Geister vollständig materialisierten: Das alles ist nicht ohne Wirkung geblieben«, sagte Suko.

»Wenn Bruder Cordwain tatsächlich nicht von einem Bauernburschen aus der Gegend abstammte hätte, wäre dieser Spuk schon im Jahr 1801 zu Ende gewesen, und es hätte all die Opfer, die danach gestorben sind, gar nicht gegeben, Suko.«

»Dafür ist der Spuk nun endgültig, John.«

»Da bin ich mir noch nicht sicher«, gab ich zurück.

Suko sah mich erstaunt an. »Wie meinst du das?«

In diesem Augenblick ertönte noch einmal der Ton eines Horns. Er klang klar und durchdringend vom gestrandeten Wrack der *Santa Imaculada* aus zu uns herüber.

»Es ist noch jemand an Bord«, erinnerte ich Suko.

Wir nahmen die Barkasse und ruderten damit in Richtung der *Santa Imaculada*. Das Hornsignal ertönte erneut.

Das Boot beschleunigte sich daraufhin, ohne dass wir schneller gerudert hätten. Der Ton des Horns schien auch das Beiboot auf magische Weise zu beeinflussen.

»Wir können nur hoffen, dass sich das Boot nicht einfach unter uns auflöst – so wie die Wiedergänger«, meinte Suko.

»Das wäre halb so schlimm«, meinte ich. »Das kleine Stück könnten wir notfalls auch schwimmen.«

Meiner Ansicht nach bestand diese Gefahr nicht. Zumindest nicht im Moment. Schließlich dümpelten die anderen Beiboote der *Santa Imaculada* ebenfalls noch in einem vollständig materialisierten und fassbaren Zustand auf dem Wasser herum. Und dasselbe galt für die *Santa Imaculada* selbst, die im Augenblick wie ein ganz gewöhnliches Schiffswrack wirkte und nicht wie ein Geisterschiff.

Die bis dahin herrenlos im Wasser dahindümpelnden Beiboote wurden durch den Ton des Horns ebenfalls angezogen und begannen, sich durch den damit verbundenen Zauber in Bewegung zu setzen.

Wir erreichten das Schiff. Salomos Schwert trug ich im Lederfutteral auf dem Rücken. Ich ergriff eine der herabhängenden Strickleitern und kletterte empor. Suko folgte meinem Beispiel. Die Seile, aus denen die Strickleitern gefertigt waren, wirkten verrottet. Sie rochen nach Seetang. Ich hoffte, dass die Strickleiter nicht einfach riss, und war froh, als ich schließlich die Reling überklettern und an Deck gelangen konnte.

Das Holz, aus dem die Masten waren, ächzte bedenklich. Der Wind schlug die stockfleckigen Segel hin und her.

Wieder ertönte das Horn, und ich wirbelte herum, weil ich eigentlich glaubte, dass der Hornbläser sich in meiner unmittelbaren Umgebung befinden müsste.

Aber ich sah niemanden an Deck.

Jedenfalls niemanden, der noch lebte. Einige der Seeleute an Bord der *Santa Imaculada* waren zum Großteil zu Asche zerfallen. Nur Schädel und einige Knochen, Waffen und hier und da ein Kleidungsstück war noch übrig, aber auch dabei schien sich der Verfall über das natürliche Maß hinaus fortzusetzen. So konnte man dabei zusehen, wie auch die Schädel nach und nach zu einer feinen, pulverigen Substanz zerbröselten.

»John!«, rief Suko plötzlich.

Er deutete zum Achterdeck. Neben dem Ruder war eine nur sehr schwach konturierte Gestalt zu sehen. Der Mann trug keinen Helm, wie die Söldner, sondern eine Lederkappe. Sein Wams war in der Herzgegend dunkel verfärbt – wie von getrocknetem Blut. Ein kurzes Schwert hing an seiner Seite, und in der Rechten hielt er ein Horn.

Der Hornbläser wurde bereits im nächsten Augenblick wieder so transparent, dass man ihn kaum noch sehen konnte. Für Sekunden verschwand er vollkommen.

Über den Grund dafür, dass er weit weniger in unserer realen Welt materialisiert war, als seine Gefährten, konnte man nur mutmaßen. Vielleicht hing es mit der besonderen Aufgabe zusammen, die er zu erfüllen hatte. Anscheinend hatte er sich nicht an den Morden beteiligt, war nicht an Land gegangen, um sich an den Nachfahren der Bewohner von Calmmeany zu rächen.

Stattdessen war er an Bord der *Santa Imaculada* zurückgeblieben, um seine rachedurstigen Gefährten zu rufen, wenn es Zeit für die Rückkehr war, wofür er auf irgendeine Weise ein besonderes Gespür haben musste.

Geister verbinden sind unterschiedlich stark mit der Welt der Lebenden. Und im Fall des Hornbläfers schien diese Verbindung besonders schwach zu sein.

»Wo ist er jetzt?«, fragte Suko.

Ich ließ den Blick schweifen. »Keine Ahnung.«

Er war einfach verschwunden. Ich griff nach meinem Kreuz und spürte, dass es sich stark erwärmt hatte. So nahm ich es in die rechte Hand. Es schien mir die einzige Waffe zu sein, deren Macht vielleicht gegen ein derart vergeistigtes Wesen wie diesen Hornbläser etwas auszurichten vermochte. Um mit dem Schwert oder den Silberkugeln meiner Beretta gegen ihn vorgehen zu können, war er einfach materiell nicht fassbar genug.

»Hornbläser!«, rief ich. »Kannst du mich hören oder wenigstens meine Gedanken erfassen?«

Es gab keine Antwort.

Vielleicht war er auch nicht in der Lage, mit mir in direkten Kontakt zu treten, wenn man mal vom Signal seines Horns absah, das ich ja schließlich laut und deutlich gehört hatte.

Plötzlich bewegte sich eines der Seile, die vom Mast herabhingen. Auf völlig unnatürliche Weise schwang mir das herabhängende Seil entgegen.

Erst im letzten Augenblick sah ich die durchscheinende Gestalt des Hornbläfers, der sich mit nur einer Hand daran festklammerte.

Er kam geradewegs auf mich zu. Ich hielt ihm das Kreuz entgegen, um ihn mit dessen Kraft abzuwehren.

Der Geist des Hornbläfers ließ das Seil los und taumelte zu Boden. Er ging auf die Knie. Seine Gestalt gewann jetzt zunehmend klare Konturen. Er materialisierte vollständig. Blut tropfte aus der Wunde in der Herzgegend hervor.

Er blickte zu mir auf, und in seinem Gesicht stand ein mildes Lächeln.

»Paz!«, sagte er.

Das spanische Wort für Frieden. Dann sank er in sich zusammen und zerfiel vor unseren Augen zu Staub.

»Er hat es so gewollt«, sagte ich. »Mit seinen letzten Hornsignalen hat er uns gerufen, nicht seine Gefährten von der *Santa Imaculada*, denn das war ja gar nicht mehr möglich ...«

In diesem Moment brach der Mast und schlug auf das Achterdeck.

»Wir sollte hier schnellstens verschwinden, John«, sagte Suko. »Das Schiff wird wahrscheinlich ebenso zerfallen wie alles andere, was mit den spanischen Wiedergängern zu tun hat.«

Wir kletterten, so schnell es ging, vom Schiff herab und gelangten mit der Barkasse zurück an Land. Aber bis wir das Ufer erreichten, drang bereits Wasser durch den Boden. Wir konnten von Glück sagen, dass sie uns bis zum Ufer getragen hatte, denn der Zerfallsprozess hatte auch bei den Beibooten der *Santa Imaculada* eingesetzt.

»Wir haben den Strand in der Bucht von Calmmeany abgesperrt«, sagte Inspektor Richardson zwei Tage später, als wir mit ihm zusammen in seinem Büro in Limerick saßen. »Niemand soll sich an dem morschen Wrack zu schaffen machen.«

»Das ist gut so«, entgegnete ich. »Wir wissen schließlich nicht, welche Folgen das haben könnte!«

»Ich nehme nicht an, dass das Wrack noch allzu lange dort zu finden sein wird, wenn der Zerfallsprozess weiter so voranschreitet«, meinte Suko.

»Ich habe schon Anrufe von Museen bekommen, die es unbedingt erhalten wollen und ihre Archäologen schicken wollten«, erklärte uns Richardson.

»Ich hoffe, Sie konnten diese Leute abwimmeln«, sagte ich.

»Mit Mühe«, gab Richardson zurück. »Und es hat erheblichen Druck lokaler Politiker gegeben, die meinten, ein Schiff der spanischen Armada könnte eine zusätzliche Touristenattraktion sein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Es wäre das zweite Mal, dass die Bewohner dieser Gegend die *Santa Imaculada* plündern – wenn auch auf vollkommen andere Art und Weise und mit anderen Motiven, als es im Jahr 1588 geschah.«

»Die möglichen Folgen sollten wir trotzdem nicht riskieren«, meinte Suko.

»Ich habe Ihnen ja erläutert, dass Bruder Kelvin und Dr. Reilly sehr wesentlich zur Beseitigung dieser Geistergefahr beigetragen haben«, wandte ich mich zum Schluss noch einmal an Richardson.

»Ja, ja ...«, murmelte Richardson.

»Ich schlage vor, dass Sie bei allem, was mit dem Wrack zu tun hat, den Rat von Bruder Kelvin einholen.«

»Das werde ich tun«, versprach der Inspektor und ich hoffte, dass er sich daran auch tatsächlich hielt. »Und was Sie beide betrifft, kann ich mich nur für Ihre Hilfe bedanken.«

»Keine Ursache«, sagte ich.

Wir hatten unsere Sachen bereits gepackt. Richardson brachte uns direkt vom Polizeipräsidium von Limerick zum Shannon Airport, wo unser Flieger nach London auf uns wartete.

ENDE

OceanofPDF.com